



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DARMSTADT

Heimat und Herkunft zwischen Erinnerung und Sehnsucht

Ein Projekt im Rahmen der Ausschreibung „Eine Uni. Ein Buch“ 2021

Gesammelte Kurzgeschichten von Studierenden
der TU Darmstadt



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
DARMSTADT

Heimat und Herkunft zwischen Erinnerung und Sehnsucht

**Gesammelte Kurzgeschichten von Studierenden der TU Darmstadt
Ein Projekt im Rahmen der Aktion „Eine Uni. Ein Buch“ 2021**

Tanja Brühl: <i>Rückblick und Dank an Saša Stanišić</i>	1
Heribert Warzecha: <i>Rückblick und Dank an Saša Stanišić</i>	1
Vanessa Geuen: <i>Zur Entstehung dieser Sammlung</i>	2
Annika Lenz: <i>Heimat ist, wo das Herz wohnt</i>	4
Nadja Friedrich: <i>Eine unerwartete Wendung</i>	10
Nicolas Dietze: <i>Mein Zuhause ist kein Ort, das bist du</i>	14
Annika Ottinger: <i>Der Rückzug</i>	19
Lukas Dix: <i>Not im Schwimmbad</i>	22
Hatvida-Mirhunisa Midzic: <i>Verschwommene Heimat</i>	25
Kathleen Zeller: <i>Unterm Lindenblütenbaum</i>	28
Özge Koç: <i>Heimat im Kaffeesatz</i>	30
Beata Natalia Hoffmann: <i>Das rote Tuch</i>	34
Sharmila Nadarajah: <i>Heimat – der Ort, wo die Herkunft keine Rolle spielt</i>	39
Anonym: <i>Der fliegende Türke</i>	44

Tanja Brühl:
Rückblick und Dank an Saša Stanišić

Lieber Saša Stanišić,

als mir Heribert Warzecha von der Idee erzählte, die Entwicklung einer Strategie unserer Universität zum Umgang mit Diversität zu verknüpfen mit der Beteiligung am Format „Eine Uni – Ein Buch“ mit Ihrem Roman *Herkunft*, war ich sofort begeistert. Auf diese Weise Studierende, Mitarbeitende und Professor:innen zum Nachdenken anzuregen darüber, was Vielfalt für eine Universität, für die TU Darmstadt bedeutet, wie Herkunft in all ihren Facetten unser Miteinander prägt, Herausforderung und Bereicherung zugleich ist, schien mir als idealer Einstieg in den universitätsweiten Diskussionsprozess.

Umso mehr gefreut habe ich mich daher, dass unsere Bewerbung erfolgreich war und wir die Vielzahl der geplanten Aktionen und Veranstaltungen dann auch tatsächlich realisieren konnten. Bei der zentralen Podiumsdiskussion im Juni 2021 mit Ihnen und Lehramtsstudierenden fand ich mich in einer Doppelrolle wieder – mit großer Freude habe ich die Moderation der Veranstaltung übernommen, war aber gleichzeitig gespannte und gebannte Zuhörer:in. Ich bin überzeugt, dass der so ungezwungene, authentische und nahbare Diskurs auf Augenhöhe nicht nur bei mir, sondern auch bei den Zuhörer:innen im digitalen Raum Begeisterung für die Beschäftigung mit Fragen von Heimat, Zugehörigkeit und Vielfalt wecken konnte.

Dass dies auch für Studierende der TU Darmstadt zutrifft, zeigen die gesammelten Kurzgeschichten in diesem Band. Sie zeigen, was Universität im besten Fall sein und gelingen kann – kritische Auseinandersetzung und Anstoß zu Neuem, kreatives Entdecken und Ausprobieren. Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre!

Die Podiumsdiskussion mit Ihnen hat den Diskussionsprozess zu Diversität an unserer Universität maßgeblich befördert. Ich bin sehr gespannt darauf, welches neue Verständnis, welche Vision und welche neuen Ziele am Ende dieses Prozesses stehen und wie dies unsere Universitätsgemeinschaft verändern wird. Die Auseinandersetzung mit *Herkunft* war ein wesentlicher Baustein auf diesem Weg der Veränderung.

Ich möchte Ihnen persönlich, aber auch im Namen des gesamten Präsidiums der TU Darmstadt sehr herzlich danken für Ihre Unterstützung und Ihr Engagement! Dieser Dank ist verbunden mit einer herzlichen Einladung an die TU Darmstadt, um den im Rahmen von „Eine Uni – Ein Buch“ begonnen Austausch mit großer Freude fortzusetzen.

Professorin Dr. Tanja Brühl | Präsidentin der TU Darmstadt

Heribert Warzecha:
Rückblick und Dank an Saša Stanišić

Lieber Saša Stanišić,

es war im Januar 2021, als ich zum ersten Mal Kontakt zu Ihnen aufgenommen habe. Damals ist der Plan bei uns an der TU Darmstadt gereift, uns an der Ausschreibung „Eine Uni – Ein Buch“ des Stifterverbands und der Klaus Tschira Stiftung zu beteiligen. Das Projekt sollte – so der Gedanke – alle Mitglieder unserer Universität gleichermaßen dazu anregen, sich mit dem Thema Diversität auseinanderzusetzen. Wir wollten ein Buch ins Zentrum unserer Aktivitäten stellen, das zum Nachdenken anregt, aber auch Freude macht und möglichst viele Menschen an-

spricht. Da braucht es schon einen Glücksgriff, um all diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Ihr Roman *Herkunft* war eben dieser Glücksgriff.

Lesungen, Seminare und Ausstellungen wurden also geplant, rund um das Thema *Herkunft* und Ihr Buch. Aber neben all den Aktivitäten zu *Herkunft* erschien es uns wichtig, auch den Menschen hinter der Geschichte greifbar zu machen. Also versuchte ich einfach mein Glück, Sie für eine Veranstaltung zu gewinnen. Ehrlich gesagt hatte ich keine Hoffnung, dass es funktionieren würde. Umso mehr freute ich mich, dass überhaupt ein Kontakt zustande kam (Danke, Mascha!). Wir sprachen kurz über das Format und den Hintergrund: Eine Art Lesung mit Diskussion zwischen Ihnen und Lehramtsstudierenden mit dem Titel „Auf die Lehrperson kommt es an“. Vielleicht erinnern Sie sich: „*Lesungen mache ich aktuell eigentlich nicht, aber das ist mir wichtig*“, ungefähr so lautete Ihre prompte Antwort.

Im Juni 2021 folgten dann über 200 Zuhörer:innen gebannt Ihrer Lesung und der Diskussion mit unseren Lehramtsstudierenden. Ich bin mir sicher, dieses Format hat nachhaltigen Eindruck bei vielen hinterlassen. Dieser Band mit Kurzgeschichten unserer Studierenden ist ein Ausdruck dessen, wieviel sich an unserer Universität seit dem Start des Projektes getan hat. Für die kritische Auseinandersetzung mit Stereotypen und Vorurteilen sowie der Reflexion des Begriffs *Herkunft* wurde Ihr Buch sozusagen zum Katalysator. Ein Glücksgriff, Buch und Autor.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre der Kurzgeschichten. Persönlich und im Namen der TU Darmstadt möchte ich mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken für Ihr Engagement und Ihre Unterstützung.


Professor Dr. Heribert Warzecha | Vizepräsident für Studium und Lehre sowie Diversität

Vanessa Geuen:
Zur Entstehung dieser Sammlung

Als ich erfuhr, dass die TU Darmstadt sich mit Saša Stanišićs autobiografischem Roman *Herkunft* bei der Ausschreibung „Eine Uni. Ein Buch“ bewirbt, habe ich meine Lehrpläne für das Sommersemester 2021 geändert. Aus den ursprünglich geplanten internationalen Kriminalgeschichten wurde das Seminar „Heimat zwischen Erinnerung und Sehnsucht – Perspektiven auf fragile Konstrukte der Selbstverortung am Beispiel von Saša Stanišićs autobiografischem Roman *Herkunft*“. Für eine Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, die zur Kneipe als Heimatort promoviert hat, war diese Entscheidung nur folgerichtig.

Im Rahmen von „Eine Uni. Ein Buch“ war eine Podiumsdiskussion mit dem Autor Saša Stanišić, der Präsidentin der TU Darmstadt, Tanja Brühl, und mit Studierenden geplant. Es fand sich eine kleine Gruppe Studierender – die meisten aus meinem Seminar, weil sie ohnehin im Thema waren und den Roman bereits gelesen hatten –, die bereit waren, in die digital-unsichtbare Öffentlichkeit zu treten und mit Autor und Präsidentin ihre Ansichten zu *Herkunft* und *Heimat* zu diskutieren. Vor der Veranstaltung beim Technikcheck erzählte Saša Stanišić, dass er kürzlich an einer Schule gewesen sei und die Schüler:innen ihm als Dank eine Mappe mit eigenen kleinen Geschichten geschenkt hätten, auf die er sich sehr freue. Er sagte außerdem, dass er so etwas von Erwachsenen nie bekäme.

Damit war die Idee zu dieser Sammlung von Kurzgeschichten geboren. Heribert Warzecha, Vizepräsident für Studium und Lehre sowie Diversität und Initiator des gesamten Programms zu „Eine Uni. Ein Buch“, hat dieses Projekt weiter befördert, indem er den Studierenden versprach, ihre Geschichten an Saša Stanišić weiterzuleiten.



Im Seminar haben wir uns zwei Samstage lang mit kreativem Schreiben, mit Figurengestaltung und Plotentwicklung beschäftigt. Die Studierenden waren mit großer Begeisterung und mit vielen Ideen und Inspirationen bei der Sache und haben in den darauffolgenden Wochen ihre Kurzgeschichten geschrieben. Ich habe diese sehr zurückhaltend lektoriert, und nach der endgültigen Freigabe durch die Verfasser:innen ist schließlich diese Sammlung mit elf lustigen, traurigen, nachdenklichen, spannenden Erzählungen entstanden.

Mein persönlicher Dank gilt in erster Linie den Studierenden des Seminars für ihr Interesse, ihr Engagement und ihre Geduld. Saša Stanišić, Tanja Brühl und Heribert Warzecha danken die Studierenden und ich gleichermaßen, weil alle drei dieses besondere Erlebnis und diese besondere Auseinandersetzung mit Heimat und Herkunft, Zugehörigkeit und Zuhause möglich gemacht haben. Themen, die aktueller und brisanter kaum sein könnten als in Zeiten von Klimakatastrophe, Pandemie und Krieg in Europa.

Annika Lenz:

Heimat ist, wo das Herz wohnt

Auf dem Weg in das Wohnzimmer machte sich in mir ein Gefühl breit, das etwas anders ist als sonst. Die Stufen ins Wohnzimmer hinunter knarzten leiser als gestern, es war ganz still, fast unheimlich. Normalerweise hörte ich schon beim Verlassen meines Zimmers entweder meine Eltern, die sich unterhielten oder meine Katzen, die sich gegenseitig durch das Haus jagten. Was war es, das unser Haus auf einmal so unbekannt, so fremd wirken ließ? Hatte meine Mutter wieder einmal Möbel verrückt, ein neues Bild aufgehängt oder neue Pflanzen auf der Fensterbank drapiert, worauf mein Vater nur kopfschüttelnd und mit einem amüsierten, leicht irritierten Lächeln reagierte? Das war es nicht. Es schien, als wäre eine andere Luft im Haus. Der Blick aus dem Fenster wirkte auf einmal befremdlich. Ich hatte unseren Garten und die daneben entlanglaufende Straße schon unzählige Male gesehen, ich wohne seit mehr als zwanzig Jahren im selben Haus. Trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, in diesem Moment all das zum ersten Mal zu sehen. Ich rief nach meinem Vater, bekam aber keine Antwort. Ich grübelte, ob er unterwegs sein könnte. Mir fiel kein Ort ein, an dem er an einem Sonntagmorgen hätte sein müssen. Normalerweise frühstückten meine Eltern und ich immer sonntags zusammen, weil wir das unter der Woche nicht regelmäßig schaffen. So wird der Sonntagmorgen dafür genutzt, um sich bei Rührei und frischen Brötchen zu unterhalten und miteinander zu lachen. Ich wunderte mich, wieso er genau an diesem Morgen nicht zu Hause war. Genau an dem Morgen, an dem ich das Gefühl verspürte, in einem fremden Haus aufgewacht zu sein.

Ich schielte aus dem Fenster hinaus, von dem man einen guten Blick auf unseren mit Beton ausgegossenen Hof werfen kann. Ich sah nur das Auto meiner Mutter dort stehen. Auch sie reagierte nicht auf meine Rufe. Ich durchforstete das Haus nach ihr, konnte sie aber nirgendwo finden. Wenn meine Mutter im Garten steht, hört sie mich oft nicht,

wenn ich im Haus nach ihr rufe. Doch auch dort konnte ich sie nicht finden. Ich ging zurück ins Haus und stand allein in unserem Wohnzimmer. Hilflos schaute ich mich um. Mein Vater schrieb mir oft kleine Zettelchen, mit denen er mir Bescheid gab, dass er sich nochmal auf den Weg gemacht hat, um etwas zu besorgen. „Bin noch mal in den Baumarkt gefahren. LG Papa“. Ich konnte auch kein Zettelchen finden, was für meinen Vater sehr untypisch war und dafür sorgte, dass die Unsicherheit in mir immer größer wurde. Ich versuchte, meinen Vater per Telefon zu erreichen. Keine Chance. Das Handy meiner Mutter klingelte in der Küche, was eigentlich nur bedeuten konnte, dass sie nicht weit weg sein kann. Nur wenig Menschen verlassen in der heutigen Zeit noch das Haus, ohne ihr Handy an ihrer Seite zu wissen und meine Mutter gehörte definitiv nicht zu ihnen. Es war ein seltsamer Morgen, ohne Hoffnung auf baldige Erklärung oder Verbesserung meiner Gefühlslage. Ich musste mich duschen. Vielleicht war ich auch noch zu verschlafen, um wirklich im Tag anzukommen. Das Wasser der Dusche war an diesem Morgen zu heiß. So heiß, dass ich das Gefühl hatte, mir fast die Kopfhaut zu verbrennen. Kurz darauf dann eiskalt, weil ich den Warmwasserhahn vor lauter Schreck in Rekordgeschwindigkeit zudrehte. Die Dusche passte zu dem Morgen. Ein Durcheinander. Es wollte sich einfach keine richtige Temperatur für das verdammte Wasser finden lassen. Ich war frustriert, denn ich hatte mir erhofft, dass die Dusche das Ruder für den Verlauf des Morgens herumreißen könnte.

Im rosarot gestreiften Bademantel meiner Mutter und einem Handtuch um den Kopf gewickelt, unter dem sich meine nassen, nach Apfelschampoo riechenden Haare und meine durch zu heißes Wasser leicht gereizte Kopfhaut befanden, stapfte ich leicht säuerlich und genervt in mein Zimmer. Das Gefühl von Fremde und Unbekanntem wollte auch in den vier Wänden meines Zimmers, die ich seit zwanzig Jahren bewohnte, nicht verschwinden. Raus aus dem Bademantel, rein in Jeans und Pullover, das war der Plan. Der Bademantel flog in die nächstbeste

Ecke, hing mit einem Zipfel noch an meiner Couch und das Handtuch landete keinen Meter weit weg neben ihm. Wenn das meine Mutter sehen würde, käme zum unzähligen Mal die wahrscheinlich meistgestellte Frage unseres Haushalts auf: „Warum hängst du das nicht einfach ordentlich auf?“ Ich war nicht besonders ordentlich, jedenfalls in den Augen meiner Eltern. Aber welcher Teenager ist das schon? Ich hatte in der Unordnung meine eigene Ordnung, sie verstanden sie nur nicht.

Langsam begann mein Magen zu knurren und in mir wuchs die Lust nach warmem Kaffee. Auch der zweite Weg ins Wohnzimmer fühlte sich nicht richtig an. Mir schossen die Gedanken durch den Kopf, weil ich verzweifelt versuchte, ohne Hilfe meiner Eltern aus dieser Situation schlau zu werden. Hatte ich etwas vergessen? War heute ein bestimmter Tag, an den ich mich hätte erinnern müssen?

Mit einem Kopf voller Gedanken, die auf der Suche nach einer Antwort auf diesen seltsamen Morgen waren, wanderte ich in die Küche. Wie in jedem Haushalt, den ich kannte, verzierten auch bei uns „lustige“ Sprüche auf Postkarten die Wände. Meine Mutter hat über die Jahre eine ganze Sammlung erstellt. Von „Aufräumen muss man erst dann, wenn das WLAN-Signal nicht mehr durchkommt“ über „Heimat ist, wo das Herz wohnt“ bis hin zu „Denken ist wie Googlen, nur krasser!“. Die Postkarten gefielen weder meinem Vater noch mir, was daran liegen mochte, dass wir sie nicht lustig fanden. Besonders die Karte mit der Aufschrift „Heimat ist, wo das Herz wohnt“ schien mir an diesem Morgen besonders dämlich und unpassend. Wo wohnte denn mein Herz, außer in mir selbst? Mein Herz und meine Heimat schienen für mich in keiner Verbindung zueinander zu stehen. Auch an diesem Morgen konnten mir die Karten kein Lächeln entlocken. Ich begann, Kaffee zu kochen. Vier Löffel Kaffeepulver brauchte es, damit er gut schmeckte. Mein Vater nahm immer mindestens zwei Löffel zu viel, weshalb wir in

unserer Familie regelmäßig bitteren, fast schon dickflüssigen Kaffee serviert bekamen. An diesem Morgen war der Kaffee zwar ganz nach meinem Geschmack, leicht schokoladig, kräftig und mit einem Schuss kalter Milch verfeinert, damit ich ihn direkt trinken konnte. Es fühlte sich komisch an, einen leckeren Kaffee an einem Sonntagmorgen allein zu trinken. Normalerweise saßen wir zu dritt am Tisch und schlürften ihn genüsslich zusammen. Ist es nicht so, dass Kaffee an einem müden Morgen wie ein Schluck Leben schmecken konnte? Ich war davon überzeugt.

Ich schmierte mir zwei Scheiben Brot, briet ein Spiegelei und setzte mich an den Esstisch. Während ich das Knurren meines Magens beseitigte, schaute ich mich um. In unserem Wohnzimmer standen schon immer an jeder Ecke Fotos aller Familienmitglieder. Alle Gesichter waren mehrfach und in unterschiedlichem Alter abgebildet. Ein Galeriegang durch meine Kindheit, die ich mit all meinen Cousins und Cousinen, nah an der ganzen Familie, verbracht habe. Meine Großeltern waren auf den Fotografien mehrfach vertreten. Meine Oma lächelte auf jedem der Bilder. Ihre braunen, warmen Augen, die ihre Zufriedenheit und ihr Glück ausstrahlten, stachen auf jedem Bild heraus. Oft trug sie lange, weite Hemden, die sich aus verschiedenen Mustern und Farben zusammensetzten und sie außerordentlich gut kleideten. Jede Möglichkeit, bei der sie uns sehen konnte, nutzte sie, verpflegte uns mit dünner Tomatensoße, die geschmacklich ein Traum war. Zum Teestündchen gab es Muffelchen, in mundgerechte Stückchen geschnittenes Brot, das mit Butter bestrichen und mit Zucker berieselt wurde. Ihre Haare trug sie lange Zeit als Hochsteckfrisur, die sie sich jeden Morgen mit Leichtigkeit zauberte. So lange, bis sie ihre Haare durch die Chemotherapie verlor. Die Hochsteckfrisur musste durch eine Perücke abgelöst werden, aber auch die kurzen, silbernen Haare standen ihr ausgezeichnet. Ihr Lachen blieb auf

jedem Bild, egal zu welcher Zeit und unter welchen Umständen, unverändert. So glücklich und mit Liebe erfüllt wie eh und je lachte sie in die Kamera.

Wir Enkelkinder hatten eine sehr enge Beziehung zu meiner Oma. Jeder von uns seine eigene, aber eines war gemeinsam: Wir alle liebten sie außerordentlich. Und diese Liebe gab sie zurück. Die Liebe, die unsere Oma jedem Familienmitglied entgegenbrachte, mit der ich aufgewachsen war, ging ins Unermessliche. Diese Liebe sah ich auf jedem Foto, auf dem sie abgebildet war. Ich konnte spüren, wie auch mich mein Glück überkam, wenn ich sie und alle anderen Familienmitglieder auf den Bildern betrachtete. Auch wenn ich alle Bilder, die unser Wohnzimmer verzierten, schon tausende Male gesehen hatte, schaute ich sie mir gerne immer wieder an. Was ein Glück ich doch hatte, so viele liebenswerte und großherzige Menschen meine Familie nennen zu können. Ich schlenderte durch unser Wohnzimmer und strich mit dem Zeigefinger an den Bilderrahmen vorbei. Das Holz der Rahmen fühlte sich weich und warm an.

Ich musste zufrieden grinsen und nahm einen tiefen Schluck von meinem Kaffee, dessen dunkle Schokonote in dem Moment besonders herausstach. Bei dem Anblick der Bilder schmeckte mein Kaffee heimisch. Es war der erste Moment an diesem Morgen, der mir nicht merkwürdig erschien. Die geliebten Gesichter meiner Familie zu sehen, beruhigte mich und lenkte mich für einen kurzen Augenblick von dem ungewöhnlichen Beginn des Morgens ab, der sich anfühlte, als wäre ich an einem Ort, den ich nicht kannte und der mir fremd war. Ein Ort, den ich zum ersten Mal erlebte. Das Gefühl verschwand noch immer nicht, aber der Blick auf die Fotografien hatte mir eine kurze Auszeit ermöglicht. Das Gefühl schlug wieder zu, als ich mich von den Fotografien meiner Familie abwand, um mein leeres Geschirr in die Küche zu bringen.

Während ich die Spülmaschine mit meinem Geschirr füllte, hörte ich ein silbernes Klingeln. Einen Schlüsselbund, der sich anhörte wie der

meiner Mutter. Wenn man zwanzig Jahre in einem Haus wohnte, wusste man, welche Person welches Geräusch verursachte. So erkannte ich auch am Knarzen der Treppenstufen, ob mein Vater die Treppen hinunter kam oder ob es meine Mutter war. Ich rief nach ihr und sie antwortete nur in leisem, mildem Ton „Ich komme gleich nach oben, gib mir eine Minute.“ Ich spürte ihre Stimme zittern, hörte heraus, wie sehr sie sich bemühte, diesen Satz herauszubringen. Ich wusste, dass sich das seltsame Gefühl des Morgens gleich bestätigen würde. Ich würde gleich eine Antwort darauf erhalten, was heute anders war als sonst. Ich stand in der Küche und mein Körper begann sich zusammenzuziehen. Mein Magen überschlug sich, mein Mund schmeckte salzig und trocken und mir wurde kalt. Mit leisen, langsamen Schritten kam meine Mutter die Treppenstufen hinauf und bog in die Küche.

Sie stand vor mir mit einem leeren, besorgten Blick, den ich schon einmal gesehen habe: Hochgezogene Augenbrauen, vor Sorge zusammengekniffene Lippen und glasige Augen, in denen man sich spiegeln konnte. Sie musste nichts sagen, ich wusste was passiert war. Das Gefühl, das ich schon beim Aufstehen verspürt hatte, wurde immer stärker. Es ergab einen Sinn, weshalb sich nichts so anfühlte, nichts so erschien, wie ich es kannte. Die Luft, die schwer auf mir lag, erstickte mich fast. Meine Mutter kam auf mich zu. Sie nahm mich in den Arm und hielt mich fest. „Sie ist heute Morgen eingeschlafen. Sie war nicht allein. Papa ist noch da, er kommt gleich nach Hause.“ Meine Vermutung hatte sich bestätigt. Keine fünf Sekunden, nachdem mich die Worte meiner Mutter erreicht hatten, zog es mir den Boden unter den Füßen weg. Ich spürte alles und nichts gleichzeitig. Ich hatte keine Kontrolle mehr über meinen Körper, bemerkte nur noch, wie die Tränen über mein Gesicht rannen und mir übel wurde. Ich hing meiner Mutter schwer in den Armen. So schwer, dass sie mit ihrer schmalen Statur schon fast Probleme

hatte, mich aufrecht zu halten. Sie ließ mich nicht los. Minutenlang standen wir fest umschlungen in der Küche, zwischen Kaffeemaschine und Postkarten mit „lustigen“ Sprüchen und weinten.

Es war heute kein Tag, an den ich mich hätte erinnern müssen. In Sekunden wurde er jedoch zu demjenigen Tag, den ich nie wieder vergessen würde. Das Gefühl, das ich beim Aufstehen verspürt hatte, war nicht mehr nur ein seltsamer Start in einen unüblichen Morgen. Es war das Gefühl, das mich ab sofort immer umgeben würde. Das Gefühl, das ab sofort eine neue Welt für mich bedeuten würde. Eine Welt, in der meine Oma nicht mehr lebte, in der ich nun ohne sie zurechtkommen musste.

Während ihrer langen Krankheit hatte ich mir oft vorgestellt, wie der Tag sein würde, an dem sie stirbt. Ich erhoffte mir, dadurch besser auf all das vorbereitet zu sein, was kommen könnte. Die Realität sprengte allerdings jede Vorstellung, die ich mir jemals hätte ausmalen können. Eine unglaubliche Leere umgab mich seit diesem Tag und füllte mich von innen heraus, ging bis zum Anschlag meiner Kräfte. Wie konnte sich eine Leere so schwer anfühlen? Ich hatte das Gefühl, ich würde von ihr erdrückt. Das Gefühl des seltsamen Sonntagmorgens wurde nun permanent, ich wurde es nicht mehr los. Ich schwebte durch mein eigenes Leben, nahm meine Umgebung anders wahr, falls ich sie überhaupt noch bemerkte. Weder in meinem Zuhause noch in meinem Freundeskreis fühlte ich mich in den darauffolgenden Wochen zugehörig und aufgehoben. Ich verspürte eine Einsamkeit wie noch nie zuvor in meinem Leben, obwohl ich mich mit vielen Menschen umgab.

Menschen, die mir beistanden, mit mir trauerten, mich ohne Erfolg zum Lächeln bringen wollten. Ich war orientierungslos, wusste nicht wo ich hingehörte und wo ich hinwollte. Ich erhoffte mir durch viel Gesellschaft etwas Ablenkung. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nie verstanden, was Menschen meinten, wenn sie sagten, jemand wäre nur noch „ein Schatten seiner selbst“. Wie diese Erscheinung zustande kam,

wusste ich nun. Schlaflose Nächte, gepaart mit Augen, welche aussahen, als würden sie keinen Tropfen Flüssigkeit mehr enthalten und trotzdem immer glasig waren, schufen hierfür die Grundlage. Man sah dem Schatten einer Person die Leere an, die hinterlassen wurde. Doch die Erscheinung, die nur andere Menschen wahrnahmen, umfasste lediglich die Außenperspektive eines Verlusts.

In mir sah es noch chaotischer und wüster aus als es mein Erscheinungsbild vermuten ließ. Ich betrat eine neue Welt, die mir unheimlich und falsch erschien. Bekanntes war mir plötzlich unbekannt. Ich fühlte mich verloren, so wenig behütet wie noch nie. Ich taumelte müde und schlaftrunken durch meinen Alltag. Es war seltsam, sich genau in dem Moment so leblos zu fühlen, in dem mir das Leben mehr als deutlich zeigte, was es bedeutete, am Leben zu sein. Dieser Zustand, in dem ich mich befand, zog sich über Wochen hinweg. Es fühlte sich an, als wäre jemand mit einem schweren Schuh auf mich getreten, hätte mich wie einen Kaugummi zwischen die Rillen der Schuhsohle gequetscht und zog mich nun mit klebrigem Quietschen durch einen unangenehmen Raum. Durch einen Raum, den ich nun, durch das Gewicht des Verlusts beladen, aus einer Perspektive kennenlernte, die sich nicht weiter unten am Boden hätte befinden können. Wie konnte man solch einen Gefühlszustand am besten beschreiben? Orientierungslos und verloren würde ihm noch nicht ausreichend gerecht werden. Viel mehr war es das Gefühl von Nichtzugehörigkeit und Obdachlosigkeit, das mich beherrschte. Heimatslos und leer von jeglichen Gefühlen, die mir Sicherheit und Stabilität schenkten, obwohl ich mich objektiv betrachtet in exakt derselben Umgebung befand, die mich schon mein ganzes Leben umschloss.

Es vergingen Wochen bis zu der ersten Familienfeier, die ohne meine Oma stattfand. Bei dem Gedanken an das Zusammenkommen meiner Familie machte sich in mir ein unwohles Gefühl breit, denn ich war mir nicht sicher, wie sich ein solches Treffen ohne meine Oma gestalten und

anfühlen würde. Es war ein Sonntag. Meine Eltern und ich saßen zusammen am Frühstückstisch. Die Brötchen dufteten warm und frisch, das Rührei war auf einem großen Teller mit Tomaten und Schnittlauch angerichtet und wir tranken unseren dickflüssigen, leicht bitteren Kaffee. Die Stimmung am Esstisch passte nicht ganz zu dem hübsch angerichteten Frühstück. Ich sah meinen Eltern an, dass sie besorgt und in sich gekehrt waren. Die Ungewissheit, wie der Nachmittag mit der ganzen Familie ablaufen würde, konnte ich auf ihren Gesichtern ablesen. Gegen Nachmittag schlenderten wir zu meiner Tante. Auf dem Weg dahin unterhielten wir uns kaum. „Ich frage mich, welche Kuchen Opa gebacken hat“, war auf den zehn Minuten Fußweg der einzige Beitrag meinerseits, welcher von meinen Eltern mit einem leichten Schulterzucken und einem „sie werden auf jeden Fall gut schmecken, das tun sie immer“ beantwortet wurde.

Angekommen bei meiner Tante empfing uns schon der Rest der Familie. Meine Cousinen und Cousins saßen zusammengekuschelt auf der großen roten Couch und unterhielten sich in leisem und freundlichem Ton, die Erwachsenen füllten den langen Esstisch, tranken frisch gekochten, nicht dickflüssigen Kaffee und tauschten sich aus. Ich realisierte schnell, dass meine Bedenken vor der Familienfeier unbegründet waren. Ich wusste, dass jeden von uns dieselben Gedanken umgetrieben hatten, aber auch, dass niemand von uns wollte, dass wir keine schöne Zeit miteinander verbrachten. Mir wurde klar, wie wichtig jedem von uns der Zusammenhalt der Familie war, wie sehr jeder wieder ein Stück Normalität im Kreis der Familie spüren wollte.

So saßen wir nun zusammen. In einer neuen Konstellation, die für uns alle unbekannt war, die nicht gewollt war, aber niemals rückgängig gemacht werden konnte. Ich quetschte mich zwischen meinen beiden Cousinen auf die Couch, vergrub mich unter der riesigen Wolldecke, die wir über uns allen ausgebreitet hatten. Ich lauschte den Gesprächen, die geführt wurden und aß den selbstgebackenen Kuchen meines Opas und

genoss die Zeit im Kreis der Familie. Ich war so zufrieden wie lange nicht mehr und fühlte mich zum ersten Mal seit dem Tag, an dem meine Oma starb, behütet und zuhause.

„Heimat ist, wo das Herz wohnt“ schoss es mir auf einmal in den Kopf. Ich musste an die Postkarte in unserer Küche denken. Ich sah mich um und verstand. In den vergangenen Wochen hatte ich nichts als Orientierungslosigkeit und Leere verspürt. In mir herrschte eine Unordnung, die ich so noch nie erlebt hatte. Hätte meine Mutter mein Gefühlsschaos sehen können, wäre die Unordnung in meinem Zimmer ab sofort kein Thema mehr gewesen. Ich verstand, dass ich einen Teil meiner Heimat verloren hatte, als meine Oma starb. Die Orientierungslosigkeit, die Leere und das schwere Gewicht, das mir auf der Brust lag, waren durch diesen Verlust entstanden. Der Teil meines Herzens, den meine Oma immer bewohnt hatte, war seitdem heimatlos. Viel zu sehr fehlte sie mir an jedem Tag. Viel zu oft dachte ich an all die Dinge, die ich noch gerne mit ihr geteilt und erlebt hätte. Mir fehlte ihr Lachen inmitten unserer Familie.

Mir fehlte es, wie sich die Gesichter von uns erhellten, wenn sie sich zu uns Enkelkindern auf das Sofa setzte, um mit jedem von uns so viel wie nur möglich reden zu können. Wenn sie einen Raum betrat, sprühte ihre Liebe in alle erdenklichen Richtungen. Es schien, als schenkte uns die große Decke, unter der meine Cousinen und ich steckten, in diesem Moment die Wärme, die im Raum fehlte und die uns sonst durch meine Oma gegeben wurde.

Im nächsten Moment verstand ich auch, dass mein Herz nicht nur ihn mir wohnte, sondern sich ausbreitete und sich in kleinen Stücken in jedem Familienmitglied wiederfinden ließ. Mein Herz wohnte genau hier. Hier befand sich meine Heimat. Zwischen den Menschen, die meine Familie waren. Bei meinen Cousinen und Cousins, mit denen ich aufwuchs und die für mich die Welt bedeuteten. Meine Tanten und On-

kel, die mich mein Leben lang begleiteten, meine Eltern, die mir eine behütete und wunderschöne Kindheit schenkten und mein Opa, den ich immer an meiner Seite wusste. Wie könnte ich ohne sie nur zurechtkommen?

Doch war der von nun an unbewohnte Teil meines Herzens, den meine Oma mit ihrer Liebe, ihrem Vertrauen und ihrem ganzen Wesen schon mein ganzes Leben lang gefüllt hatte, tatsächlich nicht mehr vorhanden oder gar weggebrochen, weil sie gestorben war? Ich hielt diese Tatsache bis zu dem Tag des Familientreffens für unbestreitbar und konnte keine Argumente dagegen finden. Bei dem Anblick meiner Familie an diesem Tag wurde mir jedoch klar, dass die Erinnerungen, die ich und alle anderen Familienmitglieder an meine Oma hatten, genau das verhinderten. Erinnerungen an sie, für die ich jeden Tag dankbar war und die mich begleiteten, füllten genau diesen Teil meines Herzens aus. Jede dieser Erinnerungen lebte in mir weiter, konnte niemals verloren gehen. Was ein Glück wir doch hatten, von ihr so geliebt worden zu sein. Wie wertvoll alle Erinnerungen an sie waren, die jeden von uns immer umgaben und pure Liebe enthielten. Wir als Familie bildeten und teilten uns Heimat, in der meine Oma einen neuen Platz einnahm.

Der Abend neigte sich dem Ende zu. Meine Eltern und ich begaben uns auf den Heimweg, auf dem wir uns ausgelassener unterhielten und zusammen lachten. Die Last, die auf dem Hinweg auf uns gelegen hatte, unsere Sorgen und Zweifel darüber, wie sich das Zusammenkommen unserer Familie gestalten und anfühlen würde, waren vergangen.

Zuhause angekommen zog ich mir meine gemütlichste Jogginghose an, warf meine Jeans auf meine Couch und sorgte somit für die bekannte Unordnung in meinem Zimmer. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und musste in diesem Moment an die Karten denken, die meine Oma jedem Enkelkind zu allen möglichen Feiertagen geschenkt hatte. Handgeschriebene Karten mit handgemachten Stickereien, die schöner nicht hätten sein können. In feiner Schreibschrift wurden auf

ihnen Glückwünsche und liebevolle Worte verfasst. Ich kramte die kleine Box aus meinem Regal, in der ich alle Karten meiner Oma sicher aufbewahrte. Mir fiel ein Brief von ihr entgegen, den sie mir zu meinem siebzehnten Geburtstag geschrieben hatte. Ich öffnete den Umschlag, zog ein kleines Blättchen heraus das sie dem Brief beigelegt hat. „Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt haushalten. Du hast dieses Glück.“ In Klammern hatte sie dahinter geschrieben: „Ist nicht von mir.“ Ich lächelte zufrieden und glücklich.

Das Blättchen in der Hand haltend lief ich mit leisen Schritten in die Küche, suchte mir einen Magneten und hängte es direkt neben die Postkarte, auf der geschrieben stand „Heimat ist, wo das Herz wohnt.“

Nadja Friedrich:

Eine unerwartete Wendung

Hermann hatte nie geplant in seine Heimatstadt Curvingham zurückzukehren, doch durch einen tragischen Autounfall seiner Eltern vor einigen Wochen muss er sich nun als alleiniger Erbe um den Verkauf des Elternhauses kümmern. Er ist nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder für einen längeren Zeitraum in der Stadt, in der er aufgewachsen ist. In dieser Zeit hat sich nicht wirklich viel an der Optik des Orts verändert. Die Häuser sind alle aus roten Backsteinen mit schwarz gekachelten Dächern, sie gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Die Gärten der Nachbarn sind sehr gepflegt, das Gras ist frisch gemäht und die Büsche in Form geschnitten. Auch der alte Bäcker am Ende der Straße hat noch geöffnet. Während er die Straße entlang läuft, nimmt Hermann den Geruch von frisch gebackenem Brot wahr und erinnert sich an seine Kindheit zurück, wie er sonntags beim Bäcker Brötchen oder Brot geholt oder mit den anderen Kindern auf der Straße gespielt hat. Jedoch ist ihm damals noch nicht aufgefallen, wie ähnlich sich alle Häuser sehen.

Als Hermann vor seinem Elternhaus steht, fällt ihm auf, dass dieses anders aussieht als die anderen Häuser, anders als in seiner Erinnerung. Das Haus ist nicht aus den roten Backsteinen. Es hat eine weiße Holzfassade, zumindest war sie einmal weiß. Heute kann man sie kaum noch sehen, da das Haus mit Efeu zugewuchert ist. Es wirkt heruntergekommen, der Rasen wurde länger nicht gemäht, die Hecken nicht geschnitten. Es wirkt schon fast wie ein Dschungel, gar nicht mehr wie ein Garten.

Hermann geht langsam durch den zugewachsenen Garten in Richtung Haustür. Als er vor der Tür steht, sieht er im Augenwinkel den alten Schaukelstuhl auf der Veranda stehen, auf welchem seine Mutter immer saß, als er von der Schule nach Hause kam. Auch dieser ist heute mit Spinnweben und Efeu bedeckt.

Hermann öffnet die Tür und tritt in das Haus ein. Es scheint schon seit längerer Zeit verlassen zu sein. Spinnweben hängen an den Decken und Wänden. Die Möbel sind teilweise mit Tüchern bedeckt, die Möbelstücke, die keine Bedeckung erhalten haben, tragen eine dicke Schicht Staub auf sich. Hermann steht im Eingangsbereich und merkt, dass die Zeit Spuren am Haus hinterlassen hat. Er läuft weiter geradeaus in Richtung der alten Holzterrasse, auf dem Weg wirft er einen Blick in den Spiegel, der schon seit seiner Kindheit im Flur hängt. Auch an Hermann ist die Zeit nicht spurlos vorbeigegangen. Als er vor 15 Jahren das Haus für sein BWL-Studium verlassen hat, war er gerade junge 18 Jahre alt und voller Eifer. Er war groß, schlank und hatte eine kurze peppige Frisur. Heute wirkt Hermann kraftlos und überarbeitet. Er hat in den Jahren einen kleinen Bierbauch bekommen und trägt eine dunkelbraune quadratische Brille zu seinem graublauen Anzug und dem Drei-Tage-Bart. Seine Frisur ist nicht mehr peppig wie damals, sondern erinnert eher an den netten Bankberater von nebenan. Er trägt die inzwischen grau melierten Haare an den Seiten recht kurz und die Deckhaare etwas länger mit einem strengen Seitenscheitel.

Sein Blick in den Spiegel ist starr und leer. Nach einigen Minuten wendet Hermann seinen Blick vom Spiegel ab und läuft weiter in Richtung Treppe. Links von der Treppe befindet sich die Küche, auch diese ist noch so eingerichtet wie damals. Hermann erinnert sich an die vielen schönen Stunden, die er mit seinen Eltern in der Küche verbracht hat, an die Gerüche der Pfannkuchen oder Waffeln, die er damals mit seiner Mutter gebacken hat. Doch heute riecht es nicht nach den Pfannkuchen, es ist eher ein muffiger, modriger Geruch, der daran erinnert, dass hier schon länger keiner mehr wohnt. Doch dann überkommt Hermann ein Schauer. Er muss raus aus dem Haus, raus aus der Leere, raus aus den Erinnerungen an vergangene Tage und flüchtet auf die Veranda. Es gab so viele schöne Erinnerungen, die er mit dem Haus verbunden hat,

aber es ist einfach nichts mehr so wie es einmal war. Es macht ihn traurig, das Haus, in dem er aufgewachsen ist, so heruntergekommen zu sehen. Trotz der vielen Erinnerungen, die an diesem Ort hängen, möchte Hermann nicht wieder hier, in diesem Haus, in dieser Stadt wohnen. Auch wenn sich hier optisch nicht viel verändert hat, fühlt sie sich inzwischen für ihn fremd an, nicht mehr so wie früher einmal.

Da einige Arbeiten am Haus zu erledigen sind, bevor es verkauft werden kann, beauftragt Hermann eine Firma für die Renovierung und mietet sich, so lange die Umbauarbeiten andauern, in ein nahegelegenes Hotel ein. Am nächsten Tag begegnet Hermann bei seinem Spaziergang durch den Park einer Frau, sie ruft ein Gefühl von Bekanntheit in Hermann hervor, doch er weiß nicht, woher er sie kennen sollte. Die Frau ist etwa einen Kopf kleiner als Hermann und hat eine sehr zierliche Figur. Sie hat lange dunkelbraune Haare und einen geraden Pony. Ihre Augen funkeln in einem hellen klaren blau und sie trägt einen beige Trenchcoat, eine schwarze Jeans und dazu helle Sneakers. Sie wirkt auf eine gewisse Weise geheimnisvoll und verschlossen. Den restlichen Tag geht Hermann die Begegnung mit der jungen Frau nicht mehr aus dem Kopf.

Am nächsten Morgen läuft er durch die Straßen von Curvingham und ist in Gedanken immer noch bei der Begegnung mit der geheimnisvollen Frau vom Vortag. Vor lauter Gedanken achtet Hermann nicht auf seinen Weg und stößt mit einem entgegenkommenden Mann zusammen. Dieser Zusammenstoß reißt Hermann aus seinen Gedanken und bringt ihn wieder in das Hier und Jetzt. Bevor er sich für den Zusammenstoß entschuldigen kann, kommt ihm der Mann zuvor und sagt mit einem fragenden Blick: „Hermann? Bist das etwa du? Dich hat man hier in Curvingham aber schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.“ Hermann richtet seine Brille, schaut den Mann verwirrt an und fragt: „Kennen wir uns?“ Der Mann antwortet direkt: „Ich bin es, Manfred. Wir waren doch damals gemeinsam in der Schule. Erinnerst du dich an mich?“

Hermann schaut Manfred intensiv an und denkt kurz nach. Er erinnert sich an einen kleinen schwächlichen Jungen aus seiner Klasse, der Manfred hieß. Dieser war damals fast einen Kopf kleiner als alle anderen aus der Klasse und trug eine runde, silberne Brille und ein kariertes Hemd mit kurzen Ärmeln. In der Brusttasche der Hemden hatte er immer zwei Kugelschreiber. Er war eher der stille Außenseiter. Heute ist Manfred groß und muskulös und trägt keine Brille mehr.

Nachdem Hermann ihn wiedererkannt hat, antwortet er mit einem freudigen Grinsen: „Ach Manni, jetzt habe ich dich fast nicht mehr erkannt. Du hast dich in den Jahren ja ganz schön verändert.“ Die beiden unterhalten sich noch kurz auf der Straße, bevor sie ein nahegelegenes Café aufsuchen, um sich in Ruhe über die Vergangenheit auszutauschen. Das Café befindet sich an einer Kreuzung an der Hauptstraße der kleinen Vorstadt. Es ist sehr schlicht gehalten. Die Wände sind weiß gestrichen und neben einem leuchtenden Reklameschriftzug befindet sich nur über der geräumigen Theke eine handgeschriebene Tafel mit den angebotenen Getränken und den dazugehörigen Preisen. Der Boden ist aus einem gräulichen Laminat. Es befinden sich acht kleine runde Holztische mit je vier Stühlen im Innenraum. Alle Stühle schauen unterschiedlich aus. Wie ein zusammengewürfelter Haufen. Zwei nebeneinander liegende Wände des Cafés sind große Schaufenster, durch die man die Kreuzung beobachten kann. Viel los ist draußen allerdings nicht. Nachdem Hermann und Manfred ihre Getränke bekommen haben, setzen sie sich an einen Tisch am Ende des Raums direkt am Schaufenster. Hermann trinkt einen Flat White, während sich Manfred mit einem einfachen schwarzen Filterkaffee begnügt.

Kaum an ihrem Tisch angekommen fragt Manfred neugierig: „Warum bist du eigentlich in der Stadt, Hermann? Du warst schon lange nicht mehr hier!“ Hermann schaut kurz aus dem Fenster in den Himmel, bevor er mit zittriger Stimme erwidert: „Ich bin nach Curvingham gekommen, um das Haus meiner Eltern zu verkaufen. Die sind doch vor

einigen Wochen bei einem Autounfall verstorben.“ Manfred wusste nichts von dem tragischen Unfall und versucht betreten das Gesprächsthema zu wechseln. Doch Hermann hört ihm inzwischen nicht mehr zu. Denn in diesem Moment betritt die geheimnisvolle Frau vom Vortag das Café. Er hat in diesem Moment nur Augen für sie und fragt sich immer noch, wer sie wohl sein mag und warum sie ihn so fasziniert. „Hermann, hörst du mir zu?“, fragt Manfred nach. Hermann antwortet mit einem abwesenden Blick: „Ja klar habe ich dir zugehört Manfred. Aber sag mal, siehst du die Frau da vorne im Trenchcoat, mit den dunkelbraunen Haaren? Kennst du sie, weißt du wer das ist?“ Manfred lacht und sagt: „Ja klar, das ist doch Annemarie. Sie war auf unserer Schule. In der Klasse von Frau Amaryllis, zwei Jahrgangsstufen unter uns.“ Kaum hat Manfred zu Ende gesprochen, steht er auf und ruft quer durch den Raum: „Annemarie, komm doch hier rüber und setz dich zu uns.“

Annemarie schaut zu Manfred, winkt und kommt mit ihrem Kaffee in der Hand auf den Tisch der beiden zugehen. In Hermann wächst die Anspannung, auch wenn er Annemarie eigentlich von früher kennen sollte. Kaum erreicht sie den Tisch, sagt Manfred: „Schau mal wer sich hier nach Curvingham verlaufen hat, der alte Hermann“, und schaut zu ihm rüber. Annemarie schaut Hermann mit einem freundlichen und interessierten Blick an und sagt: „Hallo Hermann, dich habe ich ja schon lange nicht mehr gesehen. Bist du wegen des Hauses deiner Eltern da?“ Hermann antwortet mit zittriger Stimme: „Ja, ich bin hier, um mich um den Verkauf zu kümmern.“ Annemarie schaut ihn schockiert an: „Warum denn verkaufen? Ich dachte, jetzt nach dem Unfall deiner Eltern würdest du in das Haus ziehen?“ Hermann schaut Annemarie enttäuscht an und sagt: „Nein, für mich ist Curvingham nicht mehr mein zu Hause. Ich fühle mich hier nicht mehr so, wie früher einmal, aber ich bleibe hier, bis das Haus renoviert und verkauft ist. Ich habe mich für die Zeit im 96-Hours eingemietet.“

Manfred merkt, dass er in dem Gespräch überflüssig ist und beschließt die beiden erst mal alleine zu lassen. Er verabschiedet sich winkend und sagt: „Vielleicht sehen wir uns ja die Tage noch einmal, Hermann.“ Hermann nickt und sagt: „Sicher.“

Nun sind Hermann und Annemarie alleine an dem Tisch im Café. Die beiden unterhalten sich noch mehrere Stunden über die Vorkommnisse, warum Hermann in der Stadt ist und was in den letzten Jahren im Leben der beiden passiert ist. Bis die Renovierungsarbeiten am Haus abgeschlossen sind, treffen sich Hermann und Annemarie in den darauffolgenden Tagen noch einige Male. Hermann ist noch immer, wie bei seiner ersten Begegnung mit der dunkelhaarigen Frau im Park, fasziniert und hat sich bei den intensiven Gesprächen der darauffolgenden Treffen in Annemarie verliebt. Und da Hermann ein praktisch veranlagter Mensch ist und nicht so eine weite Distanz zwischen sich und Annemarie haben möchte, beschließt er, sein Elternhaus nun nicht mehr zu verkaufen und stattdessen dort selbst wieder einzuziehen.

Nach einigen Wochen fühlt sich Hermann wieder richtig heimisch in der kleinen Vorstadt. Er hat wieder Kontakt zu alten Schulkollegen, die noch in der Heimatstadt wohnen und trifft sich regelmäßig auf einen Kaffee oder ein Bier mit ihnen. Er hat einen neuen, gut bezahlten Arbeitsplatz gefunden, in dem er glücklicher und erfüllter ist als in seinem alten Job. Auch mit Annemarie ist er glücklicher denn je. Alles in Hermanns Leben hat sich zum Positiven gewandelt. Und das alles nur durch eine unerwartete spontane Begegnung mit einer geheimnisvollen jungen Frau.

Am Abend wollen sich Hermann und Annemarie in ihrer Wohnung treffen und gemeinsam den Abend verbringen. Sie hat Hermann gesagt, dass sich der Ersatzschlüssel unter der Fußmatte befindet, falls er schon vor ihr an der Wohnung ankommen sollte. Er ist früher in den Feierabend geschickt worden und daher etwas früher dran als vereinbart. Um 19 Uhr hatten die beiden sich verabredet, aber es ist gerade erst

18:30 Uhr, als er bei Annemarie ankommt. Da Hermann schon das Abendessen vorbereiten will, geht er in ihre Wohnung. Sie ist schön eingerichtet. Nach einem kleinen, engen Flur mit einer Garderobe kommt die Wohnküche. Auf der rechten Seite des Raums befindet sich eine kleine, weiße, hochglänzende Küchenzeile mit einem Gasherd und einer schwarzen marmorierten Arbeitsplatte. Direkt daneben befindet sich ein massiver dunkelbrauner fast schon schwarzer Holztisch mit vier dazu passenden Stühlen. An der linken Seite des Zimmers befindet sich ein großes L-förmiges Sofa, das mit einem roten samtartigen Stoff bezogen ist. Es ist mit unzähligen erdfarbenen Kissen bedeckt. An der linken Wand steht ein großer Holzschrank und eine alte Standuhr mit goldenem Pendel. Die anderen Wände sind ganz schlicht weiß gehalten. Geradeaus befindet sich eine braune Holztür, in diesem Raum war Hermann bislang noch nie, da dieser bei seinen Besuchen immer abgesperrt war. Hermann hat sich dabei nie etwas gedacht, er vermutet eine Abstellkammer oder Ähnliches hinter der Tür, die nicht aufgeräumt war.

Hermann beginnt den Tisch zu decken und möchte ein paar Kerzen aufstellen. Er schaut in den großen Holzschrank. Dort kann er keine finden. Jedoch findet er einen Schlüssel, der wohl zu der abgesperrten Tür passen könnte. Diese löst durch die Verschlussenheit eine Faszination und einen Reiz in Hermann aus. Er ist neugierig, was sich hinter der Tür verbergen mag, wenn sie immer abgeschlossen ist. Jedoch kommen ihm auch Zweifel, ob es das Richtige ist, die Tür zu öffnen. Die Neugier überwiegt schließlich und Hermann geht mit dem Schlüssel zur Tür. Er steht kurz davor und fragte sich laut: „Was mag wohl hinter der Tür sein?“ Er steckt den Schlüssel in das Schlüsselloch und dreht ihn langsam um. Die Tür knackt beim Aufschließen und lässt sich mit einem Knarzen öffnen. Hermann betritt den kleinen Raum ohne Fenster, er sieht noch nichts, es ist dunkel. Er schaltet das Licht ein und weiß im ersten Moment nicht, was er denken soll. Sein Gesichtsausdruck wirkt ratlos und irritiert.

Der gesamte Raum ist mit Fotos von Hermann tapeziert. Es befinden sich Bilder von ihm an den Wänden, die er selbst nicht kennt. Bilder aus seiner Kindheit, Bilder aus den letzten Jahren, Bilder aus Curvingham, aber auch Bilder aus Cableton, wo er die letzten 15 Jahre gewohnt hat. Geradeaus befindet sich auch ein Bild seiner Eltern, eine Straßenkarte mit markierten Orten und ein Datum auf einem Zettel. Das Datum ist das Todesdatum seiner Eltern, der Tag des Unfalls. Hermann ist fassungslos, geht jedoch trotzdem Schritt für Schritt langsam in Richtung Bilder und der Karte. Als er sich die Orte genauer ansieht und die Fotos betrachtet, trifft es ihn wie ein Blitz. Überall wo er war, war auch Annemarie und hat ihn heimlich beobachtet und fotografiert. Im Supermarkt, in der Bar, vor seiner Arbeit, ein Foto aus dem Park. Dieses Foto muss von der ersten Begegnung gewesen sein, Hermann kann sich an die Kleidung, die er getragen hat, erinnern. Auch Fotos seiner Wohnung sind an der Wand zu finden. Und das Schlimmste: Fotos aus seinem Schlafzimmer und Hotelzimmer, die ihm beim Schlafen zeigen.

Hermann steht wie eingefroren in dem Raum, bis ihm bewusst wird, dass Annemarie ihn überall verfolgt und beobachtet hat, sogar bei ihm in der Nacht eingebrochen ist. In diesem Moment hört Hermann den Glockenschlag der Standuhr. Es ist 19 Uhr, Annemarie wird jeden Moment nach Hause kommen. Er fürchtet sich und will auf schnellstem Weg raus aus der Wohnung. Er rennt in den Flur, nimmt seine Jacke und verlässt die Wohnung. Verwirrt rennt er durch die Straßen und kann keinen klaren Gedanken fassen. Sein Handy klingelt, Annemarie ruft an. Hermann geht nicht ran. Er läuft weiter durch die Straßen, bis er vor der Brücke am Ortsende steht, die Curvingham mit der Nachbarstadt verbindet. Er steht erschöpft mit einem beklemmenden Gefühl im Lichtkegel der gerade eingeschalteten Straßenlaternen und kann zunächst keinen klaren Gedanken fassen. Er läuft in Richtung der nicht beleuchteten Steinbrücke. Auf der Brücke angekommen, schaut Hermann den Fluss

entlang und schreit in die Dunkelheit hinaus, um das beklemmende Gefühl in seiner Brust loszuwerden. Erst jetzt versteht er richtig, was in den letzten Wochen vor sich gegangen ist. Er ist Opfer einer verrückten Stalkerin geworden.

Doch was Hermann in diesem Moment noch nicht weiß: Annemarie ist schon seit seiner Schulzeit in ihn verliebt. Das Ganze geht so weit, dass sie besessen von ihm ist. Sie hat alle Informationen über ihn in Erfahrung gebracht. Hat sich darüber informiert, wo er arbeitet, was er in seiner Freizeit macht und was ihm wichtig ist. Da sie wusste, dass Hermann ohne einen triftigen Grund nicht zurück in die Stadt kommen würde, hat sie auch seine Eltern beschattet. Dadurch hat Annemarie in Erfahrung gebracht, wann seine Eltern verreisen würden und einen Autounfall arrangiert, um ihn in die Stadt zu locken. Anschließend hat sie sich immer dort aufgehalten, wo auch er war, um eine Bindung und somit eine Beziehung zu ihm aufzubauen.

Hermann weiß nicht, was er tun soll, er weiß sich nicht zu helfen. Für ihn macht das alles keinen Sinn. Er hat für Annemarie sein komplettes Leben aufgegeben und ist in seine Heimatstadt zurückgekommen, die ihm aber keine Heimat mehr bietet. Er weiß nicht, wohin er gehen soll, ohne von Annemarie wieder gefunden zu werden.

Voller Verzweiflung steigt Hermann auf das breite Brückengeländer aus Stein. Als er da oben steht, spürt er den Wind in seinem Gesicht. Hermann schaut starr in die Dunkelheit und lässt sich, seine Angst und Verzweiflung fallen.

Nicolas Dietze:

Mein Zuhause ist kein Ort, das bist du

Herkunft, Heimat – diese beiden Begriffe zierten als Überschrift in seriös-angehauchtem Times New Roman das punktierte Din A4 Papier meines Gegenübers, welches er gerade aus seinem dunkelblauen Plastikordner holte und sich auf seinen Schoß legte. Ich kannte natürlich das Thema unseres anstehenden Gespräches, war mir aber dennoch unsicher, ob mein Gegenüber jenes Papier beabsichtigt so platzierte, dass mein Blick nur einen kurzen Moment auf dessen Überschrift verweilen konnte, bevor die Tischkante alles weitere verschluckte.

Ich saß, mein rechtes auf das linke Bein verschränkt, auf einem mit schwarzem Leder bezogenen Barcelona-Chair. Vor mir stand ein kurz zuvor sorgfältig polierter Glastisch, mit zwei darauf platzierten, ebenfalls kurz vorher polierten, mit kristallklarem Sprudelwasser gefüllten Whiskygläsern. Meines noch unberührt, das meines Gegenübers beinahe leer, da er bereits beim Hinsetzen einen großen Schluck getrunken hatte und mit seinen, vermutlich vor Aufregung oder Drang nach Perfektion, zitternden und schwitzenden Fingern den bösen Blick seines Assistenten auf sich zog, der kurz zuvor noch beide Gläser poliert und mit Wasser befüllt hatte.

„Sprudelwasser“ – während ich noch verkabelt wurde, rief ich mir einen Zeitungsartikel ins Gedächtnis, den ich vor einiger Zeit gelesen hatte, dass Sprudelwasser, aufgrund seiner Karbonisierung, in dem Artikel als „Umwandlung des organischen Stoffes in Kohlenstoff durch destruktive Destillation“ definiert, nicht gut für den menschlichen Körper sei, was sich wohl dadurch bestätigte, dass der menschliche Körper, und hier musste ich, wie bereits beim Lesen nun auch beim Gedanken an das Englische Wort – *hiccups* –, welches das Geräusch, das der Mensch von sich gibt besser ausdrückt, als das deutsche Wort „Schluckauf“, lächeln, was den Reporter vor mir nicht weniger irritierte als meine andauernd

abschweifenden Blicke aus dem Fenster. Draußen begann es eben zu regnen; nicht unüblich für einen späten Maitag in Hamburg, und ich beobachte die unterschiedliche Reaktion der Menschen im Park, in dem sich das Café *Planten un Blomen* befand, in das mich das Magazin meines Gegenübers geladen hatte und wohin für das Gespräch zwischen uns beiden, mit wohl großer Bemühung, zwei schwere Barcelona-Chairs aus schwarzem Leder angeliefert worden waren. Mir wurde hierzu auf Nachfrage, weshalb man in ein Café, das bereits mehr als genügend Stühle besaß, weitere Stühle stellen müsste, erklärt, dass die Atmosphäre eines Gespräches, auf die mein Gegenüber wohl höchsten Wert legte, auch durch das Mobiliar gesteuert werde, das sich im Raum befinde oder auf welchem Gesprächsführender und der oder die zu interviewende Person Platz finde.

Meines Erachtens zu viel Tiefenpsychologie für einen Dienstagvormittag – ich fand die Stühle unbequem und sehnte mich nach einem der entfernten Cafésessel. Dennoch saß ich nun auf einem der beiden Barcelona-Chairs, meine Beine übereinander verschränkt und schaute durch das Fenster nach draußen. Ich beobachtete die Reaktionen der Eltern auf die ersten Regentropfen, die ihre Kinder teils panisch zu sich riefen, wobei sich deren Spielspaß auf der großen Wiese gerade mindestens ver Hundertfachte. Der Moment, in dem wir damit beginnen, Regen nicht mehr als etwas zu sehen, das uns den Spaß am Leben erhöht, ist ein düsterer, dachte ich mir, verlor diesen Gedanken aber schnell. Am Ende habe ich noch alle guten Gedanken durchgespielt, verdacht und wieder verworfen, dachte ich mir, bevor ich sie aussprechen konnte, und andere, vielleicht uninteressantere Gedanken, werden von dem kleinen, anthrazitfarbenen Aufnahmegerät eingefangen, das mein Gegenüber gerade mit äußerster Vorsichtigkeit auf den Glastisch zwischen beide Gläser legte. Dabei erkannte ich nun auch zum ersten Mal das Symbol seines Ringes, der mir bereits beim Schütteln seiner zitternd-schwitzigen Hände aufgefallen war. Ein dezenter Siegelring mit einem

kirchenähnlichen Gebäude mit drei Türmen, zwei kleinen außenstehenden und einem höheren zentralen. Die Kirche befand sich auf einer, durch mehrere Bogen befestigten Brücke, durch die Wellen schwappten. Links und rechts ragten zwei eingestanzte Berge in die Höhe, die leicht hinter der Kirche verschwanden. Das ganze Symbol war eingefasst in ein burgenähnliches Siegel mit drei weiteren Türmen und umschloss die märchenhafte Landschaft. Vermutlich familiärer Herkunft dachte ich ...

„Ich denke wir können loslegen“, sagt er und unterbrach damit meine Gedanken über die Symbolik seines Ringes.

Ich schaute noch einmal durchs Fenster und sah, dass nun auch das letzte Kind die Wiese verließ. Ich richtete mich auf. Meine Beine schmerzten. Der Barcelona-Chair aus schwarzem Leder knirschte bei jeder meiner Bewegungen und dazu empfand ich meine jetzige Sitzposition als noch ungemütlicher als meine vorherige. Mich jetzt aber ein weiteres Mal umzusetzen hätte die Nervosität meines Gegenübers vermutlich noch gesteigert, also verharrte ich nun hier.

„Herr Hoffmann – Sie kennen unser heutiges Thema. Als Experte für Kunst- und Kulturgeschichte mit den Fachgebieten der europäischen und amerikanischen Kulturen sowie der Herkunftsforschung haben wir Sie zu einem Gespräch über Herkunft und Heimat eingeladen, zu dem ich Sie ganz herzlich noch einmal begrüßen möchte. Ich habe einige Fragen vorbereitet und würde gerne mit einer direkten Frage starten – was bedeutet Heimat für Sie, Herr Hoffmann?“

Ich hatte die Fragenkarten, die mir das Magazin eine Woche vorher geschickt hatte, nicht durchgelesen. Nicht aus Zeitgründen, Zeit hatte ich genug. Ich wollte spontan und unvorbereitet in dieses Gespräch gehen, wurde von dieser ersten Frage dennoch mehr überrascht, als ich es von mir erwartet hätte. Ich schaute noch einmal aus dem Fenster und

spielte mit einem ersten Gedanken für meine Antwort. Ich wusste genau, was für mich dieser Begriff bedeutete – Heimat.

Ich wuchs in den späten 70er Jahren in einem kleinen Dorf nahe Dresden auf. Ich kannte nur mein Dorf, die Menschen dort sowie Dresden an jedem 2. Sonntag des Monats und die Menschen jenes Sonntags in der Kirche, die ich beobachtete, während meine Oma neben mir ein altes Kirchenlied mitsang. In dem Dorf lebte ich zusammen mit meiner Mutter in ihrem Kindheitshaus bei meiner Oma. Mein Opa war an einer Lungenkrankheit gestorben, lange bevor meine Mutter schwanger geworden war; mein Vater hatte meine Mutter verlassen kurz nachdem sie schwanger geworden war.

Ich ging auf die Grundschule in jenem Dorf nahe Dresden, hatte Freunde in jenem Dorf und spielte Fußball in dem einzigen Verein unseres Dorfes. Ich hatte meinen ersten Kuss mit einem Mädchen aus dem Nachbarsdorf auf dem Stadtfest. Die weiterführende Schule lag zehn lustige Fahrradminuten mit Freunden von meiner Haustür entfernt. Hier lernte ich in einem neuen Dorf neue Freunde, neue Häuser und neue Mädchen kennen. Meine Kindheit empfand ich damals als schön und wenn ich heute darüber nachdenke, könnte ich mir keine schönere vorstellen. Mein Abitur absolvierte ich so gut, dass ich mir aussuchen konnte, ob ich nach Dresden ziehen wollte, um dort mein Studium der Kunstgeschichte zu beginnen, oder ob ich direkt in dem Meisterbetrieb eines Freundes meiner Mutter arbeiten wollte. Ich entschied mich für Dresden und seine Alten Meister.

Meine Oma starb, nachdem ich meine Wohnung in Dresden gerade eingerichtet hatte. Sie wurde auf dem kleinen Friedhof unseres Dorfes begraben, neben dem Scheingrab meines Opas, dessen Leichnam nie offiziell begraben worden war. Meine Mutter wohnte noch eine Weile in dem großen Haus, bis unser Dach einstürzte und eine Baufirma ihr ein Angebot machte, das Haus lieber zu verkaufen als renovieren zu lassen. Kurz darauf wurde unser Haus abgerissen und der dahinterliegende

Garten mit dem großen Apfelbaum wurde durch eine Lagerhalle für Erz ersetzt. Daraufhin hielt meine Mutter nichts mehr in ihrem und meinem Geburts- und Kindheitsdorf und sie zog nach Dresden in eine kleine Wohnung einige Straßen entfernt von mir.

Während meines Studiums lernte ich A. kennen. Ich war mit zwei Freunden nach einer Vorlesung in einer Kneipe und A. bediente uns an der Theke. Ein braunhaariges Mädchen mit smaragdgrünen Augen. Ihr Lächeln war von der immer seltener werdenden echten Art. Es geschah weniger mit den Lippen als mit den Augen; das ganze Gesicht, Stirn und Wangen glänzten mit. Ihr erstes Lächeln, das sie an mich richtete, war ein tiefes Verstehen und Liebhaben und ich verliebte mich in ihr Lächeln – ich verliebte mich in A.

A. war ein Jahr jünger als ich und studierte Rechtswissenschaften und Publizistik an der juristischen Fakultät. Nachdem ich mein Studium beendet hatte und mir eine größere Wohnung leisten konnte, zogen wir zusammen. Ich arbeitete in einer kleinen Kunsthalle und erhielt erste eigenständige Aufträge für Ausstellungen. A. berichtete darüber in einem kleinen Tagesblatt und machte Leser auf meine Ausstellung aufmerksam. Zwei Tage vor meiner ersten Vernissage an der Kunstakademie starb meine Mutter an den Folgen einer Lungenentzündung. Sie wurde auf dem Johannisfriedhof in Dresden begraben. Ich besuchte ihr Grab zunächst täglich, dann wöchentlich, dann nur noch ein paar Mal im Monat.

A. erhielt nach ihrem Studium die Chance auf eine Ausreise aus Deutschland und eine Stelle als Anwältin in Lyon. Mich hielt nichts mehr in Deutschland und ich trat eine Stelle am *Musée des Beaux-Arts* an. Wir verbrachten zwei Jahre in Lyon.

A. erhielt nach einigen aufregenden Prozessen eine Anfrage aus Paris, um dort als Richterin zu arbeiten. Mir hatte meine Arbeit in Lyon Spaß bereitet, jedoch sah auch ich eine Chance, meine Karriere in Paris

voranzubringen. In Paris lebten wir drei Jahre. Wir zogen von kleinen in größere Wohnungen, bis A. schwanger wurde und wir ein Haus in der Vorstadt von Paris anmieteten. Unser Sohn Noah starb während der Geburt und A. entschied sich dazu, sich endgültig von Frankreich zu lösen. Ich begleitete sie nach New York und Boston, wo A. als Staatsanwältin und ich als Kunstexperte für die westeuropäische Kunstabteilung im *Metropolitan Museum of Art* und *Museum of Fine Arts* arbeitete. Bis auf wenige Tage im Sommer, die wir in unserem Sommerhaus verbrachten, zogen wir von einem Hotel in New York zum nächsten Hotel in Boston und wieder zurück. Das Einzige, das für uns heimisch wurde, war unsere vertraute Nähe in den immer aufs Neue frisch zubereiteten und immer fremd bleibenden Hotelzimmern. Trotz der andauernden Fremdheit empfand ich stets ein Gefühl von Vertrautheit, solange A. abends an meiner Seite lag.

A. wollte nicht wieder schwanger werden. In Hilton-Hotelzimmern und Gerichtssälen gäbe es keinen Platz für Wickeltische und Schaukelpferde. Dennoch verfiel ich mich abends vermehrt in mir bekannten Gedanken. Als Kind und Jugendlicher hatte ich immer eine Wunschvorstellung von meinem Leben gehabt: Studieren, Arbeiten, erfolgreich genug Geld verdienen und dann zurück in mein Kindheitshaus, um mit meiner Frau eine Familie zu gründen. A. und ich stagnierten jedoch zu diesem Zeitpunkt bei Schritt Drei. Zudem vergaßen wir immer mehr das Gefühl von Herkunft und Heimat. A. hatte genauso wie ich keine Familie mehr in Deutschland. Sie sah dies als Chance, ich machte mir darüber keine Gedanken. Sie sah ihre Herkunft wie ich in einem Dorf in Ostdeutschland, das nach der Wiedervereinigung nach und nach aufgelöst wurde und nur mehr Ex-Nazis als Schafe beherbergte. Sie identifizierte sich, genauso wenig wie ich mich, mit der deutschen Gesellschaft und Kultur, die wir als Kinder von unseren Eltern anerzogen bekommen hatten. Wir hatten durch unsere Aufenthalte in verschiedenen Ländern die unterschiedlichsten Kulturen und Eigenschaften zu unseren gemacht und

lebten ohne jegliche deutsche Heimatsgefühle. Dafür lebten wir zu wenig dort, dafür erlebten wir zu viel Gemeinschaftsgefühl in anderen Ländern. Wir lebten während der Wiedervereinigung in Amerika und freuten uns für unsere Freunde, dass diese ihre Familien in Westdeutschland ohne weitere Probleme besuchen konnten. Aber wir lebten nicht mehr in Deutschland und hatten keine Familie in einem der neuen oder alten Bundesländer.

Wir zogen innerhalb der nächsten vier Jahre von Amerika nach London, Tokio, lebten 12 Monate in Kairo und Beirut, sowie fünf Monate in einem alten Bauernhaus auf Jyst, in dem sich A. von ihrer ersten Chemo erholen sollte. Ich arbeitete von zuhause und veröffentlichte meine ersten Bücher über asiatische und fernöstliche Kunst. A. und ich zogen nun ein weiteres Mal um. Sie fühlte sich wieder fit und war als Richterin in Madrid angefragt worden. Ich sollte für ein Kunstprojekt im *Guggenheim-Museum* in Bilbao eine Ausstellung von Yves Klein unterstützen. Wir wohnten in Madrid in einer Zweizimmerwohnung und ich fuhr jeden Montag mit dem Zug nach Bilbao, freute mich jedoch schon Montagmorgen darauf, am Freitag wieder bei A. zu liegen. Ich fühlte mich außerhalb unserer Wohnung nicht mehr wohl. In dieser Zeit erhielt ich immer wieder Briefe von ehemaligen Kommilitonen und guten Freunden, Postkarten mit Familienbildern vor Apfelbäumen mit Schaukeln und Einladungen, die mich in abgelegene Orte in Ostdeutschland zu Geburtstagen oder Polterabenden in „der Heimat“ wünschten. Aber meine Heimat war A. Mein Zuhause war kein räumlich-begrenzter Ort, es war A. Und ich verliebte mich ein zweites Mal in A. In den Gedanken, dass ich kein Vorstadthaus brauche, das mich einsperrt, keine Dorfgemeinschaft, die mir vorschreibt, wie kurz meine Hecken sein müssen. Meine Heimat wurde A. und die Welt hatte genügend Apfelbäume im Angebot.

Dieser Gedanke brachte uns noch einmal näher zusammen und wir entschieden uns für eine letzte Reise – einen letzten Umzug. Wir zogen in eine Loftwohnung an den Hamburger Hafen. Ich arbeitete weiterhin

als Autor und veröffentlichte ein letztes Werk über amerikanische Kunstgeschichte. A. verbrachte mehr Zeit im Krankenhaus als zuhause und die Zeit, die sie zuhause verbrachte, verbrachten wir auf unserem Balkon mit Blick auf die Schiffe, die in die Welt hinausfuhren, aus Ländern kamen, die wir bereist hatten. Und ich war glücklich, weil ich meine Heimat immer bei mir hatte. Wie A. darüber dachte, weiß ich nicht. A. starb im letzten September an den Folgen ihrer Krebserkrankung. Sie wurde in Hamburg begraben. Zu ihrer Beerdigung kamen einige alten Kommilitonen und Arbeitsbekanntschaften aus aller Welt. „Herr Hoffmann ...?“

Ich wandte meinen Blick weg vom Fenster und richtete mich noch einmal auf. Schon wieder knirschte das Leder unter mir.

„Hamburg“ antwortete ich.

„Ich sitze manchmal stundenlang auf meinem Balkon und genieße den Blick auf die Schiffe. Ich male mir dann in Gedanken aus, in welche Länder sie wohl fahren und wie die Menschen dort in ihrer Heimat leben“, antwortete ich meinem Gegenüber. Ich behielt die Gedanken über meine verstorbene Frau und meine damit verlorene Heimat für mich. Ich behielt für mich, dass ich nicht weiß, wo ich hingehöre. Dass ich nicht weiß, ob ich wieder nach Dresden sollte. Mein Dorf wurde aufgrund der Erzvorkommen fast vollständig umgegraben, die Friedhöfe mit. Nichts erinnert mehr an früher, nur noch meine Erinnerungen an meine Kindheit geben mir das Gefühl von einem Ort, den ich vielleicht Heimat nennen könnte. Ich wusste auch nicht, ob ich wieder nach Amerika oder Spanien sollte, ob ich jemals wieder ein Hotelzimmer betreten könnte. Ich wusste nicht mehr, was Heimat bedeutet.

Wir unterhielten uns 45 Minuten über Städte, deren Museen und Kulturen sowie über politische Dauerthemen wie Herkunftsproblematiken, bis ich aufstand und verabschiedet wurde. Ich betrachtete noch einmal den Siegelring meines Gegenübers.

„Schön, dass Sie einen Teil ihrer Heimat mit sich tragen; passen Sie gut drauf auf“, sagte ich zu ihm und lächelte.

Ich nahm meine Jacke und trat nach draußen. Es regnete nicht mehr und die Sonne kam langsam hinter den vereinzelt Wolken hervor. Ich schloss die Augen und atmete tief ein, nahm mein Portemonnaie aus meiner Jackentasche und zog ein Foto heraus, das ich seit 22 Jahren bei mir trug. Damals waren A. und ich frisch verlobt und lebten in Paris. Eines Abends fuhren wir mit einem Roller durch die Stadt und setzten uns mit einer großen roten Steppdecke auf die grüne Wiese vor dem Eiffelturm, um dort zu picknicken. Das Foto zeigt A. in einem weiß-cremefarbenen Spitzenkleid mit roten, blauen und gelben Blumen, das ihren leicht gewölbten, schwangeren Bauch zum Vorschein treten lässt; sie hat die Schuhe ausgezogen, ihre Haare mit einem schwarzen Band zusammengebunden. Während sie gerade ein Stück Käse abbeißt, lächelt sie mit ihrem ganzen Gesicht. Auch ich lächelte, faltete das Foto wieder zusammen und steckte es zurück in mein Portemonnaie.

Ich bin froh, dass ich immer ein Stück Heimat bei mir trage.

Ich wurde durch das Geschrei von drei Jungen aus meinen Gedanken gerissen, die gerade an mir vorbeirannten; der eine schoss seinen Fußball Richtung zweier Tore auf der grünen Wiese gegenüber dem Café, in dem ich gerade ein Interview gegeben hatte.

Annika Ottinger:
Der Rückzug

Rita mochte ihre Wohnung, sie passte zu ihr. Der Ort, die Größe, das Inventar. Sie fühlte sich wohl. Leider hat sie ihre Stelle im Pflegeheim zwei Straßen weiter verloren und kann sie sich nicht mehr leisten. Umstrukturierungsmaßnahmen. Aha.

Sie fand sich seitdem noch häufiger am Fenster und blinzelte an der Decke vorbei, die das Fenster bedeckte. Eigentlich sollte diese nur Übergangsweise dort hängen, doch nun dekorierte sie ihr Wohnzimmer seit Jahren. Sie sah wie immer ihre Nachbarin von gegenüber. Kristina. Kristina wohnte genau wie Rita schon lange in der Nachbarschaft. Sie wirkte immer reinlich, fand Rita, sie brachte pünktlich den Müll raus und pflegte sehr gewissenhaft ihre Zwergkaninchen. Das konnte sie von gegenüber erkennen, da Kristina ein Stockwerk weiter unten wohnte. Bis vor zwei Jahren hatte sie mit einer Frau zusammengelebt, die genauso richtig wirkte wie Kristina, doch nun war diese alleine in ihrer Wohnung. Besuch hatte sie oft. Rita mied den Kontakt, denn sie kannte Kristina aus der Schulzeit. Sie war einen Jahrgang unter ihr und immer so nett zu allen gewesen. Hatte sich nach anderen erkundigt und ihnen Hilfe angeboten. Für Rita war das zu nett gewesen, außerdem wollte sie kein *und Marita, was ist aus dir so geworden-Gespräch* mit jemandem, der so perfekt wirkte wie Kristina. Besser als sie selbst. Rita beobachtete Kristina oft. Nicht unbedingt, weil sie sich so sehr interessierte, sondern vielmehr, weil es sich anbot, von gegenüber in die Wohnung zu schauen. Spannend war es für Rita, denn Kristinas Wohnung war so sauber, ordentlich. Zumindest das, was man vom Fenster aus innen erkennen konnte.

Rita mochte ihre eigene Wohnung, doch sauber und ordentlich war diese nicht. Sie kaufte viel und behielt alles. Und jetzt freute sich Rita auch, dass sie alle Verpackungen ihrer Geräte aufbewahrt hatte, denn

für den bevorstehenden Umzug konnte sie nun alles ordentlich verpacken. *Ordentlich*. Das wollten alle von ihr. Das sei besser, denn *Ordnung ist das halbe Leben, Marita*. Es gibt sogar Dinge, die bei Rita einen festen Platz haben. Sie schaute sich prüfend um und sah ihre Fernbedienung neben den Chips, Büchern und der Margarine. So wie immer, der feste Platz. Kissen waren auch auf dem Sofa. Zugegeben, der Karton und die Kleidung ihres letzten Arbeitstags gehörten da vielleicht nicht unbedingt hin, aber nach dem Umzug wollte sie sowieso alles noch mal waschen.

Ihr Blick wanderte weiter auf die andere Seite des Wohnzimmers, dorthin, wo sich all die wichtigen und sinnvollen Verpackungen stapelten. Auf dem Regal standen ihre Tabletten. Rechts gelb, links weiß. NORVATIS. Das Wort klang nett. Ritalin 10 mg, Tabletten, nicht mehr so. Wirkstoff: Methylphenidathydrochlorid. Methyl-phenidat-hydro-chlorid. Sie fand diese Dinger albern, denn 23 Jahre lang war es ohne gegangen, und jetzt sollte sie seit sechs Jahren diese Dinger nehmen, *um ihre Situation zu normalisieren*. Als ob sie nicht normal wäre, nur weil sie das Chaos mochte.

Sie hatte immer einen Job gehabt und etwas zu essen, sie hatte Freunde, zu denen Rita gehen konnte und jede Menge Freiheiten für sich. Besuch kam selten, aber das war ja auch nicht weiter schlimm. Für eine gute Gastgeberin hielt sich Rita sowieso nicht. Nur ihr Vater kam hin und wieder vorbei. Er wollte sicherstellen, dass immer Ritalin da war, am Anfang sogar, ob die Tabletten weniger wurden. Er war schon eine Weile nicht mehr da gewesen, aber nun zog sie wieder bei ihm ein. *Bis du einen Job und auf die Beine gefunden hast, kannst du zu mir zurückziehen*. Ihre Mutter kam nicht, sie war auch gegen den Rückzug, dabei war sie selbst vor drei Jahren bei ihm ausgezogen. Auch daran war das Ritalin schuld. Sie wollten ein anderes Leben für ihre Tochter, ein geordnetes mit Studium und so. Keins mit Ausbildung und Schuften. Sie und das

Ritalin wollten, dass Rita so wurde wie die anderen; sie wollten es erzwingen. Rita war es leid, sich für alles zu erklären.

Sie sah, wie Kristina mit ihrem Auto zurückkam – nun war es sauber. Was für eine Zeitverschwendung. Es würde doch sowieso wieder schmutzig werden. Sie drehte sich um, zurück in ihre Welt und wollte in die Küche. Zeit für Kaffee. Ihr Gang erinnerte sie an einen Storch, sie hob die Beine, damit ihre Füße auf die freien Stellen treten konnten. So sah es erst aus, seit sie ihre Wohnung gekündigt hatte, redete sie sich ein. Vorher hatte es immer durchgehende Wege in alle Räume gegeben, nur die Wände waren ein bisschen zugestellt gewesen. Aus ihrem Wohnzimmer, in dem sie auch schlief, führte ein kleiner Flur in den eigentlichen Wohnungsflur. Ein breiter Flur mit Tisch und Sofa – ideal für Gäste. Oder für Gegenstände. Also, falls sie mal ihre Küchenmaschine verkaufen sollte, stand dort noch die Originalverpackung. Benutzt hatte sie das Teil auch kaum, der Verkauf könnte sich lohnen.

Sie bog ab, überstieg noch mehr sinnvolle Dinge, schob mit dem Fuß einen Stapel Unterlagen gegen den kleinen Schrank und ging in die Küche. Den Vollautomaten hatte sie schon länger nicht benutzt; sie hatte keine Bohnen gekauft und immer wollte der was. Wassertank leer, Reinigung erforderlich, Satzbehälter leeren. Wie nervig. Sie legte ein Pad in die Maschine nebenan und freute sich über ein unkompliziertes Getränk. Den Topf mit den Spaghetti von letzter Woche ignorierte sie. Ausnahmsweise natürlich. Rita fuhr sich mit der Hand durch ihr blau gefärbtes Haar; den Ansatz ignorierte sie. Sie sah Kristina wieder, diesmal von der Küche aus. Sie packte also, das machte Rita neugierig. Rita musste ja schließlich auch packen. Sie konnte erkennen, wie Kristina auf ihrem Bett Kleidung faltete. Es sah aus, als würde sie sie sortieren. Unterwäsche, Kleider und Röcke; Shirts, Hosen, Socken. Wie überflüssig, am Ende landete doch sowieso alles in einer Kiste. Rita überlegte, ob Kristina wohl auch umzog. Dabei hatte sie doch gerade eine eigene Tierarztpraxis eröffnet – direkt nach dem Studium. Kristina nahm nun auch noch

Schmuck dazu und Sandalen; ein paar Wanderschuhe oder zumindest ziemlich große Treter. Dass so eine zarte Frau sowas überhaupt besaß. Praktische Kleidung war doch eigentlich eher Ritas Ding. Kristina war verschwunden.

Wie geordnet alles aussah, obwohl sie ja grade ihren Schrank ausgeräumt hatte. Rita blickte sich erneut um und stellte fest, dass ihre Wohnung diese Eigenschaft wirklich nicht hatte. Vielleicht sollte sie nun endlich beginnen zu packen. Ihr Vater kam schließlich bald, um ihr bei den letzten Dingen zu helfen. Jetzt ärgerte sich Rita, denn sie hatte noch nicht angefangen und beobachtete lieber, wie andere ihre Sachen packten. Kristina schien nicht umzuziehen, sie kam mit einem Koffer wieder. Urlaub. Machte Rita nicht. Zuletzt mit ihren Eltern während des Abiturs. War in Ordnung.

Rita dachte nach. Sie und Kristina. Nicht, dass Rita nicht vermieden hätte Kristina zu begegnen. Sie wusste nicht mal, ob Kristina sie kannte und je bemerkt hatte. Sie hatten dieselbe Schule besucht, kamen aus demselben Ort. Wohnten nun in derselben Straße 20 km weiter. Sie hatte in der Schule gehört, dass Kristinas Mutter Tierärztin war und ihr Vater Schreiner. Sie hatten in einem Haus mit Garten gewohnt, so wie Rita mit ihren Eltern. Kristina hatte zwei ältere Brüder, doch was aus denen geworden war, wusste Rita nicht.

Rita fragte sich nun, wie Kristina und sie sich in scheinbar so unterschiedliche Erwachsene hatten entwickeln können, wenn sie doch unter ganz ähnlichen Bedingungen aufgewachsen und nun sogar seit einiger Zeit Nachbarinnen waren. Vielleicht mochten sich Kristinas Eltern etwas mehr und ließen ihr mehr Freiraum. Rita musste dies, musste das. Getan hatte sie das Geforderte nicht. Im Prinzip wie heute. Sie musste aufräumen, packen, einen neuen Job suchen. All das war so anstrengend und immer an diese Tabletten denken.

Sie kam sich so albern dabei vor. Als wäre sie noch ein Kind. Auch im Beipackzettel wurde fast nur von Kindern und Jugendlichen gesprochen. Erwachsenen wurden immerhin mit einer höheren Dosis berücksichtigt. Dass sich Kinder und Jugendliche anstrebten, Dinge zu schaffen und dennoch Schwierigkeiten damit hatten. Das galt für Erwachsene doch auch, oder? Es beeinträchtigte nicht die Intelligenz. Richtig, auch bei Rita als Erwachsene nicht. Neuen Mut, endlich erste Dinge in Umzugskisten zu packen, gab ihr diese Erkenntnis nicht.

Kristina schien ihre Kleidung in den Koffer geräumt zu haben, denn das Bett war nun leer und sie nicht mehr zu sehen. Mittlerweile standen sogar zwei Fahrräder auf dem Dach ihres Autos. Also verreisten sie zu zweit. Es kam ein Auto. Ritas Vater. Gepackt war nach wie vor nichts, aber Rita wusste, was sich in Kristinas Koffer befand. Für Kristina ging es also in den Urlaub, mit einer Freundin, einem Freund. Wie auch immer, für Rita ging es jedenfalls zurück nach Hause. Zu ihrem Vater, ihre Mutter wohnte im Nachbarort.

Rita sah, wie Kristina zusammen mit einer Frau im selben Alter einen Koffer und eine Kiste ins Auto brachte. Ritas Vater stieg aus und begegnete den beiden. Rita hörte Stimmen durchs geschlossene Fenster. Ihr Vater. Und Kristina. Sie schienen sich erkannt zu haben und sprachen miteinander. Rita merkte, wie ihr Gesicht heiß wurde und ihr Magen flau. Auch das noch. Nun würde das Versteckspiel auffliegen. Rita war gescheitert und hatte nichts Besseres zu tun, als ihre Nachbarin zu beobachten, statt ihren Kram zu schaffen. Ihr Vater deutete im Gespräch mit Kristina zu ihr hoch und beide blickten ihr ins Gesicht. Die Decke, die Rita vor ihrem Fenster hängen hatte, fiel wieder vor die Scheibe, als sie zurückschreckte. Die Decke fiel vom Fenster herab auf den Boden und da stand sie nun. Am Fenster, bleich, erwischt, peinlich berührt. Ihr Rückzugsort lag offen.

Sie ging, setzte sich hin. Stand auf. Warf Dinge in Kisten, wahllos. Setzte sich wieder hin. Trank einen Schluck Wasser. Ob der Hahn schon

länger tropfte? Sie fragte sich, warum sie nicht einfach freundlich begrüßt hat. Es wäre nichts Auffälliges gewesen, immerhin hatte sie ihren Vater erwartet und deswegen aus dem Fenster gesehen. Richtig, so war es. Nicht wegen Kristina und ihren Koffern. Nach einer halben Ewigkeit, in der sich Rita vor sich selbst versuchte zu rechtfertigen und Erklärungen zurecht zu legen, falls ihr Vater, oder noch schlimmer, Kristina selbst, sie auf ihre Aktivitäten am Fenster ansprachen, klingelte es.

Sie schaute vorsichtig durchs Küchenfenster, denn von da aus konnte sie die Haustür und Kristina sehen. Ihr Vater stand alleine vor der Tür. Das wäre es noch gewesen. Rita fühlte sich so unwohl. Sie öffnete ihrem Vater die Tür und wünschte sich, er wäre einfach an einem anderen Tag gekommen. Zu einer anderen Uhrzeit. Aber in drei Tagen sollte sie endgültig bei ihm einziehen. Die Schlüssel ihrer Wohnung nach acht Jahren abgeben. Jeder Schritt ein dumpfes Geräusch, ihr Herz schlug höher, denn was würde er ihr berichten von Kristina? Was würde er zu Ritas Wohnung sagen?

Sie öffnete ihm die Tür, er lächelte. Er schaute an ihr vorbei in die Wohnung. Das Lächeln verschwand. Er sah mitleidig aus. Er stellte seine Tasche ab, zog sich Gartenhandschuhe an und öffnete seine Arme. Rita kam der Aufforderung nach und fiel in seine Arme, es fühlte sich richtig an. Die beiden blickten sich an, ihr Vater nickte. *Also dann*, sagte er noch, nahm seine Isomatte und den Schlafsack – er wollte wohl übernachten – und ging in die Wohnung. Überrascht schloss Rita die Tür. So begann also die Reise zurück.

Lukas Dix:
Not im Schwimmbad

An einem sehr sonnigen und warmen Tag hatte ich, wie schon öfter in diesem Sommer, im Schwimmbad Badeaufsicht. Es war ein sehr ruhiger Tag, irgendwie vertraut, fast familiär. Ich genoss diese Ruhe. Das Wasser gab angenehme Geräusche von sich, wenn jemand darin schwamm. Schließt man die Augen, könnte man meinen, man läge am Strand. Wellen waren natürlich keine im Schwimmbecken, besonders dann nicht, wenn kaum Wind ging. Irgendwie war es aber trotzdem wie am Meer. Die Bademeisterin brachte mir eine Dose kühle Apfelschorle mit. Wir kannten uns schon lange und waren einander vertraut. Sie erzählte mir oft von ihrem Garten, den sie sehr pflegte. Leider komme sie nur sehr wenig dazu, da sie immer im Schwimmbad sei, klagte sie. Wir beobachteten die Badegäste. Es waren viele Schwimmer hohen Alters unterwegs – das sind unsere klassischen Schwimmer. Das sind die Leute, die Bahnen ziehen und immer nur hin und her schwimmen. Wir kennen jeder dieser Personen beim Namen. Von einigen kennen wir, ob wir wollen oder nicht, auch deren Krankheits- und Alterserscheinungen. Bei diesen Personen passiert in der Regel wenig, wo man eingreifen müsste. Es waren eher die Kinder im Nichtschwimmerbecken, die an diesem Tag unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, da sie sich im Wasser kabbelten und umhertollten. Gleichzeitig hatte ich den Fünfmetersprungturm zu bewachen. Da waren drei Jugendliche im Alter von 12 oder 13 Jahren. Ich war ihnen schon mehrmals begegnet und sie kannten mich auch. Sie kletterten auf den Dreimeterturm und übten Saltos. Einige sprangen sogar mit Kopfsprung ins Wasser. Die drei hatten es also echt drauf. Auch vom Fünfmeter­turm sprangen sie, als würden sie es jeden Tag machen. Sie übten Rückwärts- und Vorwärtssalto und trauten sich sogar zu „Köppern“.

Nach einiger Zeit kamen vier weitere etwas ältere Jugendliche hinzu. Sie waren schätzungsweise 18 oder 19 Jahre alt. Nach ihren ersten

Schwimmversuchen und ihrem lauten Auftreten erkannte ich, dass sie eine andere Sprache sprachen und auch noch nicht mit den Regeln unseres Schwimmbades vertraut waren. Ich musste sie darauf hinweisen, dass nicht gleichzeitig im Viermeterbereich getaucht und gesprungen werden darf. Ich war ziemlich sicher, dass sie noch nie in einem Schwimmbad waren und ich glaubte, dass sie auch nicht richtig schwimmen konnten. Doch da war ich mir noch unsicher.

Deshalb beobachtete ich sie weiter von meiner Bank. Sie zögerten auch mal zu springen. Ihr Auftreten war etwas anders als der der Jüngeren und wirkte unsicher. Das konnte ich von meiner Bank aus sehen. Sie versuchten es vom Einmeterbrett und sprangen ganz gerade und angespannt wie eine Kerze rein. Einer von den Vieren traute sich einen Kopfsprung und ich dachte, okay, wenn er das macht, kann er bestimmt auch schwimmen.

Sie hielten sich eigentlich relativ gut über Wasser, weshalb ich zum Nichtschwimmerbecken ging. Da waren in dem Moment kleine Kinder, die mit Bällen spielten und gerade Erwachsene im Nachbarbecken beim Bahnenschwimmen störten. Der Ball flog immer wieder vor oder auf die Köpfe der Schwimmer. Ein leichter Wind kam auf und eine Wolke verdeckte die Sonne. Es fuhr mir kalt den Rücken herunter, als der Ball neben mir im Becken landete und mich nass spritzte. Ob der Wurf so geplant war, konnte ich nicht mehr herausbekommen, da ich im selben Moment die vier Jugendlichen auf den Fünfmeter­turm erblickt hatte. Sie hatten sich hoch getraut und wollten springen. Die drei Kinder, die so waghalsig sprangen, waren auch noch oben und turnten den Älteren augenscheinlich etwas vor. Wahrscheinlich wollten die Älteren mithalten und sich gegenüber den Jüngeren beweisen. Jedenfalls sprangen sie einer nach dem anderen. Heike, die Bademeisterin, kam im richtigen Moment. Ich konnte die Situation nicht richtig sehen, da ich am anderen Ende des Beckens stand. Der dritte Jugendliche war offensichtlich nicht wieder aufgetaucht. Heike musste folglich mit Klamotten ins Wasser

und holte ihn hoch. Er war bewusstlos. Heike zog ihn auf den Beckenrand und begann mit leichtem Rütteln und dem Atmungscheck. Zum Glück kam der Junge relativ schnell wieder zu sich. Ohne Heikes schnellen Einsatz wäre er vermutlich ertrunken, da auch seine drei Freunde ihn nicht hätten retten können. Sie alle hatten Not sich nach dem Sprung selbst über Wasser zu halten. Seine Freunde waren ganz bestürzt. Er selbst konnte sich an nichts mehr erinnern.

Heike und ich setzten die vier dann an die Tische des Kiosks, wo wir uns auch ab und zu aufhielten und die Kioskbetreiberin gut kannten. Diese hatte mitbekommen, wie Heike einen der Jungs aus dem Wasser gezogen hatte und war herbeigeeilt. Sie war ganz aufgewühlt und wurde hektisch, was unserem Ziel, dass die Jungs sich ausruhen sollten, nicht gerade entgegenkam. Die vier hatten Angst und wollten am liebsten gehen. So etwas dürfen wir eigentlich nicht zulassen. Eigentlich ist es unsere Pflicht einen Krankenwagen zu bestellen und bis dahin den Patienten zu bewachen. Da die Jugendlichen uns kaum verstanden und wir den Ausgang fast für sie versperren mussten, damit sie nicht gehen konnten, spendierten wir den vier Getränke und behielten sie im Auge. Nach ihren Getränken waren sie dann aber doch gegangen. Die vier habe ich seither nicht mehr gesehen.

Zurück auf der Bademeisterbank grübelten Heike und ich, wie es dazu gekommen war. So etwas passierte schließlich nicht jeden Tag. Wir standen beide selbst unter Schock. Wir vermuteten, dass der eine wohl beim Sprung bewusstlos geworden sein musste. Wir fragten uns, warum die vier gesprungen waren, wenn sie doch nicht sicher schwimmen konnten oder noch nie gesprungen sind. Heike meinte, die drei jüngeren Knaben hätten die Älteren wohl herausgefordert. Die Älteren hatten nur mitmachen und sich nicht blamieren oder als feige dastehen wollen.

Wir rätselten auch über die Herkunft der fremden Vier. Sie hatten uns ja kaum verstanden. Wir kamen zu dem Schluss, dass sie erst vor Kurzem nach Deutschland gekommen sein mussten. Dafür sprach, dass

sie kaum ein Wort Deutsch verstanden und sie noch nie in einem Schwimmbad gewesen waren, da sie keine der dortigen Regeln gekannt hatten. Sie waren vielleicht sogar Geflüchtete. Aus ihrer Heimat kannten sie keine Sprungtürme und eventuell auch keine Schwimmbäder. Heike meinte: „Vielleicht sind es Kriegsflüchtlinge.“ Mir gingen Bilder durch den Kopf. Wenige Tage zuvor war wieder in den Nachrichten berichtet worden, dass ein weiteres Flüchtlingsboot gekentert sei.

Ich erinnerte mich an unseren Trainingsschwimmkurs vom DLRG. Dort hatten wir einen Flüchtling aus Syrien, der, wie er sagte, mit dem Boot über das Mittelmeer gekommen war. Er selbst sagte, er wolle jetzt schwimmen lernen, weil er gemerkt habe, wie wichtig es sei. Er habe Ertrinkende gesehen und selbst nur Glück gehabt, dass sein Boot den Belastungen standgehalten hat. So ein Drama wolle er nicht noch einmal erleben. Die DLRG Bensheim bot Schwimmkurse für Flüchtlinge an. Diese Personen hatten teilweise extreme Angst vor Wasser, da einige von ihnen traumatische Erfahrungen gemacht haben. Ab und zu gingen wir mit der Truppe auch im See schwimmen, um die Schwimmschüler mit einer realistischeren Umgebung vertraut zu machen. Dabei blieb mir auch einmal fast das Herz stehen, da der eben erwähnte Flüchtling in der Mitte des Sees verschwunden war. Dabei hatten wir ihn nur nicht mehr gesehen, da sich seine dunklere Hautfarbe vom Grund des Sees so schlecht abhob. Ich meinte dann zu ihm, er solle sich bitte eine neonfarbene Badehose zulegen. Er und der Rest lachten.

Ich erzählte diese Episode Heike. Sie meinte daraufhin, dass in das Thema Migration und Flucht so viele Faktoren mit hineinspielen, dass man sich das kaum vorstellen möchte. Sie sprach von Familie, Integration in die neue Heimat, Verlassen vertrauter Orte, Gründe der Flucht, neue Mentalitäten, neue Heimat, Geschichten, Erfahrungen der Flucht und vieles mehr. Ich mochte mir nicht vorstellen, meine Heimat verlassen zu müssen. Ich glaube ich kann auch unmöglich eine Vorstellung davon bekommen, mein Heimatland zu verlassen, weil ich selbst nie vor

einer solchen Entscheidung stand und hoffentlich auch nie stehen werde. Ich konnte nur an das Thema Heimat, also einen Ort, wo man sich zu Hause fühlt, anknüpfen und beschreiben wie es ist, sich an zwei Orten beheimatet zu fühlen. Das hängt mit meiner Familiengeschichte zusammen.

Meine Eltern stammen aus dem Osten Deutschlands. Nach der Wende gingen sie in den Westen, da sie dort Arbeit gefunden hatten, die es in ihrer Heimat plötzlich nicht mehr gab. Dabei mussten sie ihre Eltern, ihre Freunde - ihre Heimat zurücklassen. Was mich betrifft, so muss ich sagen, habe ich zwei Heimaten. Meine erste Heimat ist klar hier, da wo ich jetzt wohne, da wo ich in die Feuerwehr gehe, wo ich beim DLRG bin, wo ich nahezu jeden Hügel und Weg kenne. Denn hier sind meine Freunde und meine engste Familie, hier bin ich zuhause.

Meine zweite Heimat ist da, wo die Verwandten leben und das ist nun mal drüben im Osten Deutschlands und dort kenne ich mich auch mittlerweile aus und kenne auch ein paar Namen im Ort. Doch in den dortigen Ortschaften werde ich nicht erkannt, wie es zu Hause der Fall ist. Dort kennen mich fast nur meine Verwandten. Ich bin immer ein Gast, denn dort bin ich der Wessi, der mal die Großeltern besucht. Wenn ich dann nach ca. zwei Wochen gewöhnlicher Urlaubszeit im Osten bei meinen Großeltern mich der dortigen Mentalität angepasst und beispielsweise registriert habe, dass jedes zweite Haus eigentlich leer steht aber, dass dadurch Freiheiten offen sind. Oder dass man nicht immer in den Rückspiegel vom Motorrad schauen muss, wenn man dort fährt. Zu Hause werde ich sofort überholt, wenn ich mal mit 70 auf der Landstraße fahre. Drüben bin ich fast immer allein auf der Straße.

Wenn ich dann wieder nach Hause zurückkomme, fällt mir sofort die andere Mentalität auf und ich höre die vielen Kinderstimmen auf unserer Straße. Bei meinen Freunden bin ich dann wieder ein Ossi und ich bin zu Hause sowieso immer der Ossi, weil ich Ostmotorräder fahre und weil ich mich für die Ostgeschichte begeistere.

Auch Heike kommt aus dem Osten Deutschlands und erzählte mir ihre Geschichte. Dabei sprach sie auch davon, wie schwer es für sie war hier im Westen Anschluss zu finden. Sie erzählte mir ihre Geschichte und ich erkannte Inhalte von den Geschichten meiner Eltern und aus meinen eigenen Erfahrungen wieder. Wir bezogen unsere eigenen Erfahrungen, die wir uns gegenseitig erzählten, auf die vier Flüchtlinge. Gegen Abend, kurz nachdem alle Badegäste aus dem Wasser und in den Umkleiden waren, kamen wir zu dem Schluss, dass die vier Jugendlichen eine schwere Aufgabe vor sich hatten. Sie müssen eine neue Heimat finden.

Ich stieg nach dem anstrengenden Tag in mein Auto und fuhr nach Hause. Dabei schaltete ich das Gedudel vom Radio aus, da es, wie ich fand, nicht zu meiner Stimmung passte. Ich fuhr also still und nachdenklich nach Hause.

Hatvida-Mirhunisa Midzic:
Verschwommene Heimat

Das Licht ist viel heller als in meiner Erinnerung. Alles wirkt fremd und unbekannt, die Farben, die Geräusche, die Kopfschmerzen. Meine Augen lassen sich schwerer öffnen als sonst, aber ich sehe sofort, dass mir die Möbel in diesem Zimmer nicht gefallen. Sie sind zu schlicht und charakterlos. Ich bezweifle, dass der weiße Stuhl in der Ecke meinen 120 Kilogramm schweren Vater aushalten würde. Die zerknüllte Alufolie auf dem kleinen, ebenfalls weißen Tisch erinnert mich irgendwie an ihn, als wäre Alufolie eine Spur, die er hinterlassen würde.

Ich kann mich nicht entscheiden, ob es im Raum laut oder leise ist. Die Geräusche, die ich wahrnehme, wirken weit weg, sind aber trotzdem in unmittelbarer Nähe und lassen sich nicht ignorieren. Es sind viele Stimmen, die von verschiedenen Richtungen unabhängig voneinander bis zu mir dringen. Das Gerede wird übertönt von mechanischen Geräuschen. Räumt jemand eine Geschirrspülmaschine aus? Schubladen und Schränke werden geöffnet und schnell wieder geschlossen. Alles hört sich hektisch an. Die vielen Eindrücke überfordern meine Sinne und ich nehme immer stärker werdende Kopfschmerzen wahr. Für einen Moment schließe ich meine Augen und kann das viele Weiß und die Geräusche zuordnen. Sie erinnern mich an ein Krankenhaus. Ein Blick auf die Bettwäsche und die Stangen und Kabel hinter meinem Kopf bestätigen meine Ahnung: Ich bin in einem Krankenhaus.

Nachdem ich kurz froh darüber bin, herausgefunden zu haben, wo ich bin, schießen mir direkt viele weitere Fragen in den Kopf, die ich hingegen aber nicht beantworten kann. Als ich mich fast damit abfinde, nicht herausfinden zu können, warum ich im Krankenhaus bin, öffnet sich die Tür meines Zimmers. Ich möchte mich hinsetzen, denn die offene Tür gibt mir das Gefühl, dass etwas auf mich zukommt und ich

möchte mich darauf vorbereiten. Eine Krankenschwester kommt herein, sieht mir kurz in die Augen und geht wieder hinaus, ohne die Tür zu schließen.

Immer lauter werdende Schritte und Stimmen nähern sich meinem Zimmer und ich fühle mich überfallen, als auf einmal mehrere Personen durch die Tür gehen und mich ansehen, als würden sie etwas von mir erwarten. Das Weiß ihrer Kleidung verschmilzt mit dem Weiß der Möbel und Wände und ich erkenne nur die verschiedenen Haarfarben. Ich möchte nach meiner Brille greifen, kann mich aber weder daran erinnern, wo ich sie hingelegt haben könnte, noch kann ich sie sehen. Die Krankenschwester von eben läuft auf mich zu und reicht mir etwas, es ist meine Brille.

„Haben Sie Schmerzen?“ fragt die Frau, die ebenfalls mit in das Zimmer kam und vermutlich die Ärztin ist. Ihr Haar ist fast so Weiß wie der Rest im Raum, lediglich ein paar melierte Strähnen sind noch zu sehen. Sie hält einen Stift bereit und sieht mich erwartungsvoll mit einem sanften Lächeln an. Zögernd berichte ich über meine Kopfschmerzen und die Lichtempfindlichkeit. Dann beginne ich, hektisch Fragen zu stellen: „Wie bin ich hierhergekommen? Haben Sie meine Mutter gesehen?“. Die Ärztin erklärt mir mit sanfter beruhigender Stimme, dass ich vermutlich eine Gehirnerschütterung habe und ich mich nicht stressen soll. Es fallen die Worte *dissoziative Amnesie* und *Schmerzmittel*. Die Krankenschwester reicht mir ein Glas Wasser und eine Tablette. Ich vertraue den beiden Frauen und fühle mich gut aufgehoben, sodass ich die Tablette nehme. Daraufhin erklärt die Ärztin weiter: „In Kürze werden Sie sich wieder an alles erinnern können. Ihre Mutter und Ihr Bruder sind auf dem Weg hierher, sie wissen Bescheid.“ Ich bedanke mich und merke, wie meine Kopfschmerzen etwas abklingen. Die Ärztin würde gleich wiederkommen, um mich zu untersuchen, ich könne mich aber noch kurz etwas ausruhen.

Erst jetzt wird mir bewusst, dass ich mich nicht in einem deutschen Krankenhaus befinde. Ich werfe einen Blick aus dem Fenster links von mir und sehe trübe Farben, alles wirkt ein wenig staubig und grau, was mich jedoch nicht beunruhigt. Die Sprache ist mir vertraut und ich fühle mich nicht fremd, trotzdem bin ich etwas beunruhigt. Ist mit der Versicherung alles geklärt? Wie lange muss ich hierbleiben, welche Kosten fallen an? Welche Optionen habe ich?

Es befindet sich ein weiteres Bett im Zimmer. Die Bettwäsche scheint frisch bezogen zu sein und es sieht aus, als würde das Bett auf seinen nächsten Patienten warten. Ich bin froh, alleine zu sein und trinke einen weiteren Schluck Wasser.

Die Zimmertür geht wieder auf und ich erschrecke mich ein wenig, denn ich habe geschlafen. Es ist die Ärztin, die mich nun untersuchen möchte. „Es ist alles in Ordnung, Sie brauchen nur etwas Ruhe. Am besten wäre es, wenn Sie noch zwei Tage hierbleiben, wegen der Gehirnerschütterung. Ich schicke Ihre Mutter und Ihren Bruder gleich zu Ihnen, die beiden warten bereits vor der Tür. Wir sehen uns später wieder, dann besprechen wir alles Organisatorische. Sprechen Sie erst einmal mit ihrer Familie.“

Meine Mutter hat Tränen in den Augen und läuft sehr langsam und zögerlich, mein Bruder trägt sein schiefes Lächeln auf. Ich bin erleichtert, die beiden zu sehen und spiegle sofort die Emotionen der beiden wider, indem ich mit tränenden Augen lächle. Wir umarmen uns und ich sage, dass alles in Ordnung sei, die Ärztin habe es mir gesagt.

„Gleich morgen früh fahren wir nach Hause“, höre ich meinen Bruder zu mir sagen. Die Ärztin hat aber etwas anderes empfohlen, denke ich mir. Der Gesichtsausdruck meiner Mutter verändert sich und ich merke, dass etwas nicht stimmt. „Ihr bleibt hier, bis du wieder gesund bist. Die Heimreise wäre zu anstrengend für dich“, sagt meine Mutter

ernst. Ich hatte die Empfehlung der Ärztin, noch zwei Tage hierzubleiben, nicht hinterfragt. Die Aussage meines Bruders widerspricht ihr aber, was mich verwirrt. Ich möchte den Grund wissen. Sie sehen mir meine Verwirrtheit an und meine Mutter möchte mich beruhigen: „Das klären wir später. Wie fühlst du dich?“ Ich möchte sie ebenfalls beruhigen und sage: „Gut, ich habe keine Schmerzen. Es ist nur komisch, dass ich mich nicht daran erinnere, warum ich hier bin. Könnt ihr es mir sagen?“ Für kurze Zeit eine Lücke im Gedächtnis zu haben, fühlt sich ungewohnt an. Ich werde ungeduldig und möchte endlich wissen, was passiert ist, damit ich selbst über meinen weiteren Aufenthalt entscheiden kann.

Mein Bruder beginnt, zu erzählen. Ich bin mit ihm in seinem Kanu auf dem Fluss gefahren. Weil ich eben tollpatschig sei, sei ich mit einer leichten Strömung überfordert gewesen und aus dem Kanu gefallen. Dabei sei ich mit dem Kopf gegen einen Baumstamm am Flussrand gestoßen. Am Flussufer habe eine Gruppe von Männern geangelt und gegrillt. Die Männer hätten geholfen, mich aus dem Wasser zu ziehen und sorgten für erste Hilfe gesorgt, während der Rettungsdienst unterwegs gewesen sei. Auf dem Weg ins Krankenhaus sei ich immer wieder bewusstlos geworden. Letztendlich bin ich 20 Stunden am Stück weggetreten gewesen, bis ich nun endlich aufgewacht bin.

Die Geschichte kommt mir zwar bekannt vor, ich kann sie mir bildlich aber nicht vorstellen, da ich mich nicht daran erinnere. Meine Mutter beruhigt mich erneut: „Es ist nicht wichtig, was genau passiert ist. Dir geht es gut und das ist alles was zählt. Ich habe euch aber von Anfang an gesagt, dass der Fluss zu gefährlich ist. Ihr seid solche Strömungen nicht gewohnt, damit ist nicht zu spaßen.“ Es hört sich an, als würde sie mit dem Fluss schimpfen und ihm die Schuld für den Unfall geben. Sie ist gleichzeitig froh, aber immer noch besorgt.

„Du solltest hierbleiben, bis es dir besser geht. Deine Familie ist hier, es gibt keinen Grund, sofort abzureisen“, sagt sie bestimmend, während mein Bruder aufsteht und sich ein Glas Wasser einschenkt. Er widerspricht ihr: „Zu Hause hat sie aber auch Familie. Den restlichen Urlaub und die Familienbesuche können wir sowieso vergessen. Und die Ärzte in Deutschland sind viel besser als hier, deshalb sollten wir so schnell wie möglich nach Hause fahren. Nächstes Jahr kommen wir wieder her und holen alles nach.“

Ich kann beide nachvollziehen. Meine Mutter würde sich natürlich freuen, wenn ich so lange wie möglich hierbleibe, damit sie in meiner Nähe sein und sich um mich kümmern kann. Zu Hause in Deutschland wartet mein Verlobter auf mich, welcher sich bestimmt schon große Sorgen macht. Die Situation überfordert mich, da ich sie selbst nicht einschätzen kann und es am liebsten allen recht machen würde.

„Ich bin müde“, sage ich und rufe per Knopfdruck die Krankenschwester, um nach Schmerzmitteln gegen die wiederkehrenden Kopfschmerzen zu fragen. Die Schmerzen verfliegen schnell und ich schlafe ein.

Ich träume: Ich liege und blicke in den strahlend blauen Himmel, ein kleiner Vogel fliegt über meinen Kopf hinweg. Es riecht nach gegrilltem Fleisch, ich höre das Geräusch von raschelnder Alufolie. Doch viel lauter höre ich den Wasserstrom des Flusses. Ich bin nass und mir ist kalt, obwohl ich spüre, wie die Sonne auf mein Gesicht scheint und das Wasser auf meiner Haut trocknet. Um mich herum sind Leute, ich kann nicht genau verstehen, worüber sie sprechen. Ich versuche, den Kopf zu heben und sehe, wie ein paar Männer ein Kanu aus dem Fluss ziehen, die Holzruder stoßen dabei ständig aneinander und ich bemerke meine Kopfschmerzen. Mein Bruder hilft ihnen, oder die Männer helfen meinem Bruder, ich weiß es nicht. Ich bin froh, ihn zu sehen, lege mich wieder in das feuchte Gras und schließe die Augen. In meinen Träumen wird nicht immer Deutsch gesprochen, also wundert es mich nicht, dass mein

Bruder und die Männer nicht auf Deutsch sprechen, ich höre ihnen aber nicht zu. Ich konzentriere mich auf die Gerüche und Geräusche, die ich wahrnehme. Mich überkommt ein Gefühl, das ich zuvor noch nie gespürt habe, ich möchte in dem Gras am Fluss liegen bleiben und der Natur und den Männern zuhören, meine Kopfschmerzen stören mich nicht weiter.

Als ich aufwache, empfinde ich das Gefühl aus meinem Traum immer noch. Außerdem merke ich, dass ich auch jetzt nass bin, ich muss im Schlaf geschwitzt haben.

Meine Mutter kommt ins Zimmer und fragt, ob ich mich entschieden habe. Zunächst weiß ich nicht, worum es geht. Dann zieht der Traum noch einmal im Schnelldurchlauf an mir vorbei und mir fällt ein, dass ich entscheiden muss, ob ich in diesem Krankenhaus bleibe oder mit meinem Bruder nach Hause fahre. Während ich meiner Mutter meine Entscheidung mitteile, kann ich das Gefühl, welches ich in meinem Traum empfand, und auch jetzt noch empfinde, plötzlich deuten. Es ist das Gefühl von Heimat.

Kathleen Zeller:
Unterm Lindenblütenbaum

Sein Autoschlüssel fühlte sich schwer in seiner Hosentasche an, als Georg wie jeden Nachmittag gegen halb drei die Ladentür zu dem kleinen Kiosk in seinem Wohnviertel öffnete. Er hasste es, wie sie den kleinen Raum neu eingerichtet hatten. Für ihn stank es darin nach Pappe, weil sich die Pakete auf den Regalen bis unter die Decke stapelten. Vor ein paar Monaten noch hatte es darin keinen Paketshop gegeben. Und der Vorbesitzer hatte im Kiosk geraucht. So war es ganz nach seinem Geschmack. Er mochte es auch viel lieber, als es noch ganz schlicht darin aussah, weiße Wände, graue Regale und ein ebenfalls grauer Boden lenkten ihn nicht so sehr ab wie die Tapete, die aussah wie vollgestopfte Bücherregale. Was will man denn damit? Wir sind doch nicht in einer Bücherei, dachte er sich immer noch jeden Tag, wenn er eintrat.

Was ihm jedoch heute gefiel, waren die violett gefärbten Haare der jungen Frau, die an der Kasse stand. Violett passte einfach perfekt zum heutigen Tag. Es war Donnerstag und für Georg war der Donnerstag schon immer violett gewesen. Das war einfach so. Der Kiosk war so winzig, dass außer der Theke, auf der die Kasse stand, nur drei Kühlschränke mit verschiedensten Kaltgetränken, ein Regal mit Chips, Schokolade und anderen Schokoriegeln sowie das Regal hinter der Theke mit Tabakprodukten und Spirituosen hineinpassten. Wenn man sich hineinquetschte, passten allenfalls noch drei Kunden hinein, dann spürte man aber den Atem des anderen im Nacken.

Georg legte einen Zwanzigeuroschein auf den Tresen in die weiße Geldschale mit Marlboro-Werbung. Ekelhaft. Georg rauchte lieber Gauloises, und zwar die blauen. Dazu stellte er eine Flasche vom billigsten Bier aus einem der Kühlschränke und verlangte nach besagter Packung Zigaretten. Es war kurz vor Monatsende, deswegen musste er mit den letzten paar Euro, die er hatte, gut haushalten. Gegessen hatte

er heute noch nichts, was ihm jedoch nichts ausmachte, denn dann würde das Bier vielleicht ein bisschen mehr Wirkung zeigen als sonst. Als er aus dem Kiosk trat, steckte er das Rückgeld in seine Hosentasche. Es klimperte etwas, als die Münzen seinen Autoschlüssel berührten. Er drehte sich noch einmal kurz um, damit er der violett-haarigen jungen Frau ein Lächeln abringen konnte. Für einen ganz kleinen Augenblick verspürte er so etwas wie Freude. Mit der Flasche in der einen und den Zigaretten in der anderen Hand lief Georg ein paar Meter weiter. Auf einem kleinen Plätzchen mit vielen Büschen und Bäumen nahm er auf einer Bank Platz.

Viel zu viel hatte sich in den letzten zwei Jahren verändert, seitdem er seinen Sohn in der Scheune im Hinterhof am Strick erhängt vorgefunden hatte. Die Biergartentische und Bänke waren weggeräumt worden, nachdem die Gaststätte auf der anderen Straßenseite geschlossen werden musste. So war der Platz mit der nackten Frauenstatue plötzlich sehr leer. Georg holte seinen Autoschlüssel aus der Hosentasche. Daran hatte er einen Flaschenöffner von seinem Sohn, den er viele Jahre zuvor als Jugendlicher von einer Klassenfahrt als Geschenk mit nach Hause gebracht hatte. Es war nichts Besonderes – ein Stück Metall mit einer Ausparung, an der zwei gegenüberliegende Kanten so geformt waren, damit ein Kronkorken von der Flasche gehebelt werden konnte und in den Griff war eine Flagge Großbritanniens eingelassen. Dort war sein Sohn damals in der Nähe von London gewesen. Georg öffnete seine Flasche Bier, wobei er penibel darauf achtete, dass ihm der Flaschendeckel nicht wegflog. Ihm war es wichtig, dass er seinen Müll beseitigte. Er nahm einen großen Schluck und erntete einen bösen Blick von einer Frau, die ihm gegenüber saß. Dabei war sie nicht besser. Sie schrie in ihr Mobiltelefon und ärgerte sich über irgendeine E-Mail von einer Frau, die sich herablassend über sie geäußert hatte. Dabei fand sie selbst keine netten Worte ihr gegenüber. Sie hatte wohl das Gefühl, sie sei die einzige auf

dem Platz. Georg hatte überhaupt keine Lust ihren Problemen zuzuhören, hatte er doch selbst genügend. Eine Taube gurrte auf einem umliegenden Dach und die Sonne wärmte sein Gesicht. Während er sein Bier genoss, zündete er sich eine Zigarette an. Immer wieder kamen ihm die Bilder seines Sohnes vor Augen, obwohl er sich sehr bemühte, alles zu vergessen. Der Alkohol half ihm an vielen Tagen dabei und doch war ihm bewusst, dass er am Abend rechtzeitig aufhören musste, um nüchtern genug am nächsten Morgen mit seinem Taxi Fahrgäste durch die Stadt fahren zu können. Einmal war es ihm passiert, da musste er mit einer Fahne hinter dem Steuer gesessen haben. Ein Kunde hatte sich bei seinem Chef beschwert, der ihm prompt eine Abmahnung zugeschickt hatte. Seinen Job durfte er einfach nicht noch einmal aufs Spiel setzen. Die Routinen des Taxifahrens halfen Georg dabei, sich zumindest an einer Sache festzuhalten, die sich nach dem Tod seines Sohnes nicht verändert hatte. Der Job erinnerte ihn daran, wie gut es ihm ging und wie schön sein Leben war. Er verstand einfach nicht, wieso sein Sohn des Lebens müde geworden war.

Georg spürte einen leichten Wind auf seiner Haut. Er mochte diesen Platz sehr. Es war, als ob man einen eigenen Garten in dem Wohnviertel hätte. Die verblühten Lindenblüten fielen als kleine Früchte in Form einer erbsengroßen Nuss von den Bäumen über ihm. Als er sein Bier geleert hatte, war auch das Gespräch der Frau gegenüber beendet. Sie hatte doch tatsächlich so laut telefoniert, dass er von den Autos auf der eigentlich viel befahrenen Straße in seinem Rücken nichts wahrgenommen hatte. Georg stand auf, lief die wenigen Schritte zum Kiosk zurück und stellte seine leere Flasche in den Kasten vor dem Kiosk. Danach trat er erneut ein. Diesmal verließ er den Kiosk mit einer kleinen Flasche Vodka, deren Etikett blau war – so blau wie die Farbe seiner Fußballmannschaft, die morgen spielte. Und wenn sie freitags ein Spiel hatten,

dann gewannen sie meistens. Vielleicht war für ihn deswegen der Freitag auch blau. Georg seufzte und machte sich auf den Weg nach Hause. Dabei spielte er mit dem Schlüsselanhänger in seiner Hosentasche.

Özge Koç:

Heimat im Kaffeesatz

Ich bin weg. Wo bin ich? Was bedeutet das eigentlich? *Weg sein*. Von wo weg? Um von irgendwo weg zu sein, muss man doch irgendwo hingehen. *Muss man?* Wer sagt denn, was man muss und wer bestimmt meine *Zugehörigkeit*?

Ich sitze gerade in einem Café, irgendwo hier, wo wir alle sind... Ich beobachte die Gegend, die Menschen, die Gerüche, die Farben, die Stimmung, die Geräusche... Meine Wahrnehmung ist eine andere als sonst. Die Menschen sind laut und hektisch, die Farben sind grell und anstrengend. Da fängt es ja schon an, irgendwie ist es anders hier und ungewohnt. Könnte Zugehörigkeit vielleicht Gewohnheit sein? Oder ein Gefühl?

„Das geht aufs Haus, weil Sie unser Gast sind!“, sagt der Inhaber vom Café und setzt mir noch einen Çay auf den Tisch. Irgendwie komisch, so kenne ich das nicht. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich bedanke mich höflich und nehme einen Schluck vom Çay. Ich schließe meine Augen und sehe das Grünblaue vom Schwarzen Meer. In meinen Ohren rauschen seine wilden Wellen. Ich fühle mich wohler. Ich will bezahlen. Der Inhaber kommt sowieso schon. Hier ist das wohl üblich.

„Sie sind nicht von hier, oder?“, fragt er mich. Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Irgendwie ist mir die Frage zu persönlich. Und wie kommt er überhaupt darauf, so eine Frage zu stellen? Woher will er das bitte wissen? Ich antworte irgendetwas, um ihn schnell loszuwerden: „Aus dem Ausland“, und signalisiere höflich, dass ich mich auf den Weg machen will. Ich stehe auf und wünsche dem Herrn Inhaber noch einen angenehmen Tag.

„Aus welchem Ausland, Deutschland, oder?“, ruft er mir noch hinterher. Ich tue so, als hätte ich ihn nicht gehört.

Sind hier wirklich alle immer so unnötig gesprächig und warum ist es hier so laut und hektisch? Es sieht so aus, als würden alle irgendwo hinnerennen. So eilig, so gestresst, so heiß hier... Trotzdem wach und motiviert und so gesprächig. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass ich heim will. *Heim?* Ich dachte, die Welt ist meine Heimat.

Im Hotel will ich das Thema in Ruhe näher angehen. Das beschäftigt mich schon seit jeher.

Ich wohne für den Zeitraum meines Aufenthalts in einem schweizerischen Hotel. Immer wenn ich in dieser Stadt bin, überlege ich mir, ob ich hier irgendwann mal auch wohnen könnte. Warum nicht? Die Welt ist doch ein einziger Ort. Aber woher kommen die ganzen Grenzen und wer zieht sie? Einstein sagte einst: „Falls Gott die Welt geschaffen hat, war seine Hauptsorge sicher nicht, sie so zu machen, dass wir sie verstehen können.“ Aber was macht die Welt denn so unverständlich? Sind es die Menschen?

Warum bin ich von meinen Gefühlen so abhängig? Woher kommen sie? Was hat das eigentlich damit zu tun, wo ich leben will? Da kommen wir der Sache schon näher. Vielleicht machen unsere Gefühle alles so unverständlich. Vielleicht sind Gefühle ja ortsabhängig oder Orte gefühlsabhängig? Das heißt, dass ich nicht auf jedem Millimeter unserer Welt, dieselben Gefühle empfinde. Also könnte das auch bedeuten, dass so etwas wie Heimat ein Gefühl ist...

Welche Gefühle empfinde ich für diesen Ort? Sind sie tatsächlich so anders als zuhause? Ich will dem näher auf die Spur gehen und nehme mir vor, noch ein paar Tage länger zu bleiben als geplant.

Am nächsten Morgen gehe ich wieder ins selbe Café wie am Vortag. Die Gesprächsfreudigkeit des Inhabers möchte ich nutzen, um Antworten auf meine Fragen zu finden. Im Café angekommen setze ich mich in die hinterste Ecke, damit ich die Menschen beobachten kann. Laut,

schnell, bunt. Wieder das Gleiche... Am Nebentisch führen junge Männer ein erhitztes Gespräch über den Wechselkurs. Gegenüber von mir hält eine rothaarige Dame eine Mokkatasse in der Hand und schaut mit geneigtem Kopf in die Tasse hinein. Sie mustert sie konzentriert. Gleichzeitig aber erzählt sie den anderen beiden Frauen am Tisch irgendetwas. Ich weiß nicht, was sie ihnen gesagt hat, aber die beiden schauen sich plötzlich total verwundert an. Es sieht so aus, als hätten sich die drei Frauen zum Kaffeesatz Lesen verabredet. Vielleicht haben die beiden Damen, die abrupt wieder in eine andere Gemütslage gewechselt sind, die rothaarige, etwas ältere Dame zum Lesen gebucht. Das ist sehr beliebt hier.

Ich kann mich noch erinnern, wie meine Großtante einmal zu einer Kaffeesatz-Leserin in die Wohnung gegangen ist, damit sie mal schaut, warum sich der Sohn nicht mit der von ihr ausgesuchten Schwiegertochter verkuppeln lässt. Ob er vielleicht eine andere hat und wer das ist. Ich musste damals mit ihr mit. Das war im Türkeiurlaub, da war ich noch acht oder neun. Ich wollte nie in die Stadt mit meiner Mama, weil sie stundenlang Shoppen war bei der Hitze. An dem Tag wäre ich aber doch viel lieber mit einkaufen gegangen statt zum Kaffeesatz Lesen. Die Frau war mir sehr unsympathisch und wirkte irgendwie unheimlich. Ich fand sie sogar bisschen beängstigend. Ich weiß noch, wie ich befürchtete, dass sie sehen konnte, was ich gerade dachte. Deshalb hatte ich immer versucht wegzugucken.

Auch heute noch finde ich diese Damen irgendwie mysteriös, obwohl sie gegen Geld nur ein paar Geschichtchen passend zum Lebenskontext der Kundinnen, den sie sich zum Teil schon vorher geschickt zusammenbasteln, erfinden. Ich selbst habe noch nie von Männern gehört, die sich Antworten auf ihre Fragen im Kaffeesatz erhoffen. Aber von genug Frauen, die das für jegliche Männer, zu denen sie einen Bezug haben, machen lassen...

Ich überlege mir, ob ich das auch mal machen soll. Einfach so aus Gag. Wo es hier wohl Kaffeesatz-Leserinnen zu finden gibt? Ich weiß gar nicht, ob es auch Kaffeesatz-Leser gibt. Ich glaube, ich frage den geschätzten Herrn Inhaber mal, der wird schon eine Idee haben. Diesmal sehe ich ihn aber nicht. Ein Kellner kommt und fragt nach meiner Bestellung. Ich will Kaffee. Schwarzen Kaffee. Hier herrscht eher eine Teekultur. Oder türkischen Kaffee gibt es halt überall. Normalen Kaffee findet man eigentlich auch in jeder Ecke. Aber guter Kaffee lässt sich selten finden ... Trotzdem brauche ich Kaffee...

Nach einer Weile will ich bezahlen. Der Inhaber ist heute wohl nicht da. Während der Kellner mir die Quittung in einem schwarzen Heftchen überreicht, überlege ich mir, ob ich ihn fragen soll, ob er weiß, wo man sich hier aus dem Kaffeesatz lesen lassen kann. Oder vielleicht doch lieber selbst im Internet recherchieren? Ich bezahle und verabschiede mich. Bevor ich mich aber auf den Weg mache, schaue ich mich im Internet nach Angeboten um. Rasch werden mir zig Anzeigen aufgelistet. Erweckt alles eher Misstrauen. Doch eine Anzeige scheint mir zu passen. Ein Café, in dem Kaffeesatz gelesen wird. Ich schaue nach der Adresse und Umgebung. Scheint zentral zu liegen, also dürfte nicht viel passieren. Außer vielleicht, dass ich unnötig Geld wegschmeiße. Aber egal, das könnte eine spannende Angelegenheit werden!

Ich bestelle mir lieber ein Taxi, so ist es einfacher, am Ziel anzukommen. Doch bereits bei der Angabe der Adresse im Taxi bereue ich meine Entscheidung. „Sie sind wohl nicht von hier?! Woher kommen Sie denn?“, fragt der Fahrer in einer Art, als wäre ich seine Nichte oder so. Ehe ich antworten kann, klingelt sein Handy und ich freue mich über die Ablenkung. Ich setze meine Kopfhörer auf und signalisiere ihm meine Abwesenheit, damit er mich bloß in Ruhe lässt. Ich meine, woanders kommt man mit dem Taxifahrer auch mal ins Gespräch, aber die Fragen hier sind mir bisher irgendwie zu persönlich. Nach etwa einer halben

Stunde kommen wir vor dem Café an. Ich bezahle umgerechnet ungefähr 5 Euro. Die Taxipreise sind hier so fantastisch... für touristische Gäste... Naja, dank des Telefonats hat der Fahrer seine Frage von eben vergessen und nicht erfahren, dass ich nicht von hier bin, sonst hätte er mir womöglich eine etwas andere Summe berechnet.

Von außen sieht das Café überraschend schlicht aus. Umso bunter und lauter ist die Musik, die drinnen läuft. Könnte vielleicht daran liegen, dass möglichst wenige mitkriegen sollen, was aus dem Kaffeesatz eines Kunden gelesen wird.

Ich setze mich wieder in eine hintere Ecke und bestelle mir erst mal einen Çay. Ich beobachte die Gegend und versuche die Kaffeesatz-Leserin zu finden. Vielleicht arbeiten auch mehrere hier.

In der mir gegenüberliegenden Ladenecke führt eine Wendeltreppe in die obere Etage. Da sehe ich schon eine ältere Dame herunterkommen. Sie ist etwas dicker und klein. Sie trägt ein rotes Haarband und goldene Kreolen. Langsam läuft sie die Treppen herunter, bleibt auf einer Stufe stehen und dreht sich um. Es sieht so aus, als würde jemand ihr hinterherkommen. Sie dreht sich immer wieder um und sagt etwas zu ihr oder ihm. Da sehe ich auch schon, dass ihr jemand die Treppen hinterherläuft. Ich sehe die Schuhe. Scheint ein Mann zu sein. Ein Mann, der mir ziemlich bekannt vorkommt. Oh nein, das darf doch wohl nicht wahr sein!

„Ach, wen sehe ich denn da!“, ruft mir eine Stimme entgegen. Der Inhaber vom Café ist gerade der Letzte, den ich hier sehen wollen würde. Aber vor einem – hoffentlich – kurzen Smalltalk werde ich mich diesmal wohl nicht drücken können. Vielleicht kann ich ja sagen, dass ich auf eine Freundin oder so warte. Er scheint eh zu gehen. Ich nicke ihm höflich entgegen. Er kommt an meinen Tisch und fragt mich, was mich hierhin führt. „Ich treffe eine Freundin hier“, erwidere ich. „Schön schön! Dann wünsche ich euch einen schönen Tag noch!“, nickt er mir

zum Abschied freundlich zu. Erleichtert über die Kürze des Smalltalks sehe ich ihm hinterher. Die Frau begleitet ihn bis zur Tür. Nach einem kurzen Gespräch verabschiedet er sich schließlich und macht sich auf den Weg.

Endlich kommt eine Kellnerin zu mir und möchte meine Bestellung aufnehmen. Ich frage sie vorsichtig, ob hier tatsächlich aus dem Kaffeesatz gelesen werden kann. Irgendwie ist mir das etwas unangenehm, aber ich bin gespannt, was mein Kaffeesatz sagt. „Selbstverständlich! Ich bringe Ihnen sehr gerne einen türkischen Kaffee, wenn Sie wünschen? Die Kaffeesatz-Leserin ist gerade frei geworden“, bietet mir die Kellnerin an. Ich nehme das Angebot an.

Eine Weile später kommt auch schon mein türkischer Kaffee. Die Kellnerin stellt ihn mir auf den Tisch. Lokum gibt es auch dazu. Sie sagt mir, dass ich meinen Kaffee in Ruhe genießen kann. Die Kaffeesatz-Leserin würde in Kürze zu mir kommen. Irgendwie aufregend. Ich freue mich. Auch wenn ich nicht daran glaube...

Die Dame mit dem roten Haarband und den goldenen Kreolen von vorhin kommt auf mich zu. Lächelnd begrüßt sie mich. „Die junge Dame möchte, dass ich mal schaue, was ihr Kaffeesatz so sagt?“, fragt sie mich mit leuchtenden Augen. Ich fühle mich wie damals mit meiner Großtante. Irgendwie mysteriös die Dame. Ehe ich wirklich antworten kann, schiebt sie sich den anderen Stuhl am Tisch zurecht und setzt sich direkt mir gegenüber. Ich habe meine Tasse bereits umgedreht. Das kenne ich schon. Den Kaffeesatz, der am Ende übriggeblieben ist, nicht austrinken. Daraus wird dann gelesen. „Schau mal, ob deine Tasse schon kalt ist, dann können wir beginnen“, fordert mich die Dame auf. Sie hat mich nur nach meinem Namen und Alter gefragt. Meine Tasse ist schon kalt. Sie schaut auch noch mal mit dem Finger und dreht die Tasse. Stille. Sie dreht die Tasse in ihrer Hand und sagt nichts. Ob sie etwas Schlimmes sieht? „Schwachsinn“, denke ich mir.

„Mein Mädchen, ich sehe hier einen langen Weg. Der ist lang, aber frei. Du wirst Menschen begegnen, guten Menschen. Du scheinst nicht von hier zu sein, stimmt's?“, fragt sie mich überzeugt. „Doch“, erwidere ich irgendwie genervt und setze fort „ich bin von hier. So wie jede und jeder andere auch. So wie Sie auch. Wir sind doch alle von hier. Alle vom selben Planeten. Was sollte mich denn zu einer Fremden machen? Ich begegne dieser Frage so oft hier. Aber auch woanders. Wir sind alle individuell, haben unterschiedliche Charakterzüge, sind unterschiedlich groß... Aber stammen doch alle vom selben Planeten, oder nicht? Warum ist diese Frage immer so relevant?“

„Schön hast du das gesagt, liebes Mädchen“, antwortet die Kaffeesatz-Leserin lächelnd und mit glasigen Augen, „du solltest aber nicht vergessen, dass gerade die vielen bunten Farben unseren Planeten zu dem machen, was er ist. Deine eine Hand ist ja auch nicht die gleiche wie deine andere, was aber nicht heißt, dass nicht beide zu dir gehören. Sie haben unterschiedliche Funktionen und ergänzen sich. Sie machen dich zu dem Menschen, der du bist. Trotzdem hast du doch bestimmt eine Schokoladenseite. Eine Seite, die dich wohler fühlen lässt. So ist es auch mit den Unterschieden auf der Welt. Den unterschiedlichen Sprachen, Kulturen und Mentalitäten. Wichtig ist, niemals zu vergessen, dass sich die Unterschiede ergänzen und nicht ausschließen. So ist die Welt, unsere Welt doch viel schöner. Mit ihrer ganzen Vielfalt. Das zieht uns doch auch von hier nach da. Wenn du die Frage so genau nimmst, dann denk sie dir doch einfach um. Aus welcher Ecke unserer Welt kommst du? Oder wo ist für dich deine Schokoladenseite auf der Erde?“

Ich kann nicht antworten. Vielleicht war das jetzt auch keine Frage, auf die ich direkt antworten müsste. Sie setzt fort: „Das kannst du dir ja mal in Ruhe überlegen. Aber ich sehe noch was in deiner Tasse. Eine Brille. Vielleicht ein neuer Job. Oder ein Ortswechsel. Könnte auch eine

neue Beziehung sein. Vermutlich ein neuer Lebensabschnitt oder vielleicht auch nur eine kurze Phase, in der du dein Leben aus einem anderen Fenster betrachtest.“

Abends schaue ich aus dem Hotelfenster und sehe die leuchtenden Lichter der Wolkenkratzer. Sie funkeln wie die Sterne am Himmel einer heißen Sommernacht. Die Farben der Nacht wirken sympathischer als die am Tag. Ich denke an die Worte der Kaffeesatz-Leserin. Ob es an der Zeit ist, diese Farben mehr wahrzunehmen und einfach zu genießen? Zu schauen, wo meine Schokoladenseite ist?

Beata Natalia Hoffmann:
Das rote Tuch

Henrik musste joggen, um die Gedanken zu sortieren und in seinem Kopf alles zu ordnen. Es plagte ihn ein seltsames Gefühl, kein gutes, so eine Art Gewitter vor dem Sturm. Etwas bahnte sich an. Die letzten Tage waren der reinste Alptraum. Er wusste nicht, ob es an dem Besuch des mysteriösen Mädchens lag. Er musste es immer wieder in seinen Gedanken analytisch durchdenken. Immer wieder quälten ihn seltsame Träume. Es war Samstag früh vor ein paar Tagen, zu früh für sein Gefühl. Er trug seine lässigste Khakihose, ein kurzes kariertes Polohemd und seine makellos gestylte Frisur, in die er ebenso viel Haargel wie Fingerfertigkeit investierte. Er dachte: „Wenn der Brötchenbote gleich klingelt, esse ich wieder mein perfektes Frühstück wie jeden Samstag“.

Seine Frau Amanda stand wie immer vor dem Kleiderschrank und fragte sich, was sie anziehen sollte. Eigentlich erwartete sie eine Antwort von ihm, dem Mann, mit dem sie seit 20 Jahren zusammenlebte. Seine Frau gehörte zu der Sorte der Ehefrauen, die kein Problem damit hatten, als nettes Accessoire ihres Mannes regelmäßig bei Meetings oder anderen Arbeitstreffen aufzutreten. Ihr Äußeres war makellos und machte ihn stolz, nicht zuletzt, weil er zu ihrer perfekt aussehenden Nase einen wesentlichen Beitrag leistete. Er als bekannter Schönheitschirurg schuf diese seine ganz persönliche Schönheitsikone. Die nahezu perfekten Konturen ihrer linken Gesichtshälfte, in die er heute nach dem Aufwachen blicken musste, bestätigten ihn in dem unfassbaren Gefühl, dass er verdammt gut war, in dem was er da jeden Tag von 8 Uhr bis manchmal 18 Uhr tat. Ihre Nase war zierlich geformt, weder spitz noch klobig, mit unzähligen Sommersprossen versehen, die jedoch nicht ordinär wirkten, im Gegenteil unterstrichen sie ihr zartes rot-haariges Geschöpf und betonten dezent ihr eher elegantes Naturell.

Als es endlich an der Tür klingelte, lief Henrik hektisch die weiße Treppe runter. Als er zur Türklinke griff, bemerkte er plötzlich, dass es sich hier um keinen Brötchenlieferanten handeln konnte. Er kannte sie letztendlich alle, kleine armselige Kreaturen mit komplett verschwitzten Klamotten, die sich irgendwie durchs Leben schlagen wollten oder mussten. Und heute war es definitiv keiner von ihnen an seiner Haustür. Ihm stockte der Atem und seine Hände begannen zu zittern, das passierte ihm – dem souveränen Schönheitschirurgen – sonst nie. Auf seinem perfekt sauberen Welcome-Fußabtreter lag eine weibliche, junge Gestalt um die 16 Jahre, umhüllt von einem roten Kopftuch, aus dem ein paar rabenschwarze Haarsträhnen rausragten. Henriks Gedanken rasten: Wer war dieses schmutzige Mädchen? Was tat es auf seiner eleganten schwarzen Fußmatte mit dem goldenen „Welcome“-Schriftzug? Was wollte es von ihm?

Ihn ekelte ein wenig vor dem schwarzen notdürftig geflickten Gewand und den verdreckten Fingernägeln der jungen Frau. In ihren kleinen Fäusten hielt sie einen Zettel fest umklammert. Als er Schritte auf der Treppe hinter sich hörte, drehte er um und sah hilflos seine wunderschöne Frau mit makellos hochgesteckten, leicht feuchten Haaren an. Er stammelte unzusammenhängend vor sich hin, dass eine Fremde auf seiner Fußmatte zusammengebrochen sei und seine Frau etwas tun sollte, während er wild herum gestikulierte und hinter sich auf den Hauseingang deutete. Amanda kam irritiert näher und als er sich umdrehte, um ihr das Mädchen zu zeigen, war es einfach weg. Henrik konnte es nicht begreifen. Nur der zerknitterte Zettel lag noch dort – wie eine böse Erinnerung. Amanda schaute ihn mit ihren großen grünen Augen an und drückte ihm mit ihren prallen rosa Lippen einen kurzen tröstenden Kuss auf die Wange. Henrik stammelte weiter von dem Mädchen, das ganz sicher eben noch da gewesen sei. „Schatz, du sollst nicht

so viel arbeiten, da ist doch niemand, du hast dich mit Sicherheit vertan“, erwiderte Amanda. Henrik fühlte sich gekränkt, den Zettel steckte er aber unbemerkt in seine Hosentasche.

In den folgenden Tagen fragte er sich immer wieder, wer dieses Mädchen gewesen war und was sie von ihm gewollt haben könnte. Er war sich sicher, dass sie zu ihm gewollt hatte, und der Zettel in seiner Hosentasche ließ ihm auch keine Ruhe. Bis er plötzlich nicht mehr da war. Henrik durchsuchte panisch alle seine eleganten Hosen – nichts. Kein Zettel.

Sein Haus war sein Heiligtum. Er hatte es kurz nach der Veröffentlichung eines ersten Artikels in der Zeitschrift „Schönheitschirurg aktuell“ über seinen Partner Markus gekauft. Mit ihrer Gemeinschaftspraxis feierten sie seit ein paar Jahren zahlreiche Erfolge. Es gab immer mehr Frauen, auch viel zu viele jüngere Frauen, die etwas an sich auszusetzen hatten. Allmählich konnten sie sich auch vor männlicher Kundschaft kaum noch retten. „Es ist eine verrückte Zeit, in der wir leben“, dachte Henrik. Letztendlich hatte er dem ganzen Wahnsinn sein tolles Anwesen zu verdanken. Er und seine Frau wohnten in einer noblen Villengegend. Die, die hier wohnten, erbten entweder reich oder schufteten hart in äußerst gut bezahlten Berufen. Er gehörte definitiv zu der zweiten Gruppe.

Allein der Gedanke an seine Herkunft ließ ihn erschauern. „Es ist wie eine Warze, die sich trotz meiner chirurgischen Fähigkeiten nicht entfernen lässt“, dachte er oft. Irgendwie durch ein Stipendium schaffte ich es an die Uni zu kommen und dann Medizin zu studieren. Ich erinnere mich zu gut an mein Zuhause im ärmsten Viertel der Stadt, mit dem berühmten Titel SÜD 10. Meine Mutter und ich wohnten im siebten Stock eines Hochhauses, in dem der Aufzug regelmäßig streikte. Der Gang nach oben, die Treppe hoch in den siebten Stock gestaltete sich nicht nur mühsam wegen der unzähligen Treppenstufen,

deren regelmäßiges monotones Aufzählen im Hunderterbereich mit Sicherheit mein Mathetalent zu verantworten hat, sondern vor allem wegen des ätzenden Uringeruchs, der sich im Treppenhaus mit dem muffigen Gestank durchmischte. Es war dunkel und die Wände waren mit seltsam aussehenden Kritzel-Kratzel oder Graffitis versehen. So dachte er ungern, aber immer wieder an seine Kindheit zurück. Die Wohnungstür war meistens angelehnt gewesen, weil das Schloss mal wieder kaputt gewesen war. Und nicht nur das. Auch die gelblichkeitschige Tapete mit Sonnenblumenmotiv im Flur, die sich an einigen Stellen von alleine von der Wand trennte, zeigte den Zustand allzu deutlich an, in dem sein Leben damals gewesen war. Als Sohn einer alleinerziehenden Alkoholikerin war Henrik einiges Elend gewohnt. „Sie starb, als ich im Teenageralter war. Ursache Alkoholvergiftung. Eine zutiefst schmerzhafteste Erinnerung. Schließlich landete er in einem Internat dank seiner guten Noten und lernte Markus kennen, der im Gegensatz zu ihm aus einer wohlhabenden Familie mit Manieren stammte und der sie beide ein Startkapital für die Gemeinschaftspraxis zu verdanken hatten.

Bis heute verabscheute Henrik Elend, Dreck und Chaos. Seine Villa spiegelte diesen Abscheu nur allzu deutlich wider: ein weißer Architektenbungalow mit einer perfekt mit Granitplatten verlegten Einfahrt zu seiner Garage, in der sein Cabrio und sein SUV – beide Fabrikate der berühmtesten deutschen Marken und natürlich Sonderanfertigungen – Platz fanden. Sein ganzer Stolz jedoch gehörte dem Rasen, der trotz des angestellten Gärtners ab und zu sein perfektes Auge und seine Rasenschere benötigten. „Mein Haus und mein Rasen sind Ausdruck der absoluten und vollendeten Perfektion, ohne die ich nicht mehr leben kann“, so sagte er immer wieder zu sich selbst.

Seine Frau, die er bei einer Ärztegala für Ärzte ohne Grenzen kennengelernt hatte, teilte seine Leidenschaft für den Garten. Sie kümmerte sich um die makellos weißen Hortensien, während er stets den

Rasen im Auge behielt. Sie wäre vielleicht eine ebenso gute Ärztin geworden, hatte sich jedoch dagegen entschieden und organisierte lieber pompöse Spendengalas, um Gelder für diverse karitative Projekte zu sammeln. Zusätzlich betreute sie ihr tolles Haus und kümmerte sich natürlich auch um Kontakte zu den Nachbarn. Zu besonderen Anlässen kochte sie gern, obwohl ihm diese Art von Hobby stets ein Dorn im Auge war, denn sie hatten sich bewusst für Marmor und glanzvolle Fronten des Küchenmobiliars entschieden. „Es ist mir lieber einen bekannten Koch einzuladen, der für uns und unsere Freunde kocht, dann weiß ich, dass alles wieder glänzend hinterlassen wird. Es ist nicht so, dass ich mich über Amanda beschweren will, sie kann gut kochen. Aber manchmal ist sie unkonzentriert und abgelenkt und vergisst dann, die Dinge wieder auf ihren Platz zu stellen“, so fasste er diese Angelegenheit für sich zusammen. Selbstverständlich besaßen sie eine äußerst fähige Haushaltshilfe, ohne die war das Leben in der Gegend undenkbar. „Jeder Nachbar hatte eine, der Ruf einer Haushaltshilfe spricht sich schnell rum. Wir haben Glück“, musste Henrik innerlich lächeln.

Er stand vom Küchenstuhl auf. Wie so oft in letzter Zeit, musste er wieder an das seltsame Mädchen vor der Haustür denken. Sein Jogginganzug saß wie angegossen, für seine Mitte vierzig war er gut in Schuss. Er bückte sich extra, um das letzte Mal seine Schnürsenkel enger zu binden. Er wollte nicht schon wieder stolpern. In seinem Traum spürte er Steine unter den Füßen und er musste stolpern, alles war dreckig und staubig. Wie abstoßend! Jetzt lief er endlich los und spürte sofort, wie sich Erleichterung und ein wohliges Gefühl in ihm breit machten. Eine schwüle Wolke aus feuchter Luft und intensivem Lindenblütenduft hüllte ihn von allen Seiten ein. Das war der Duft der zur Einfahrt führenden Allee und natürlich die Schwüle des sich bald ankündigenden Gewitters. Henrik lief weiter, schaute nach unten auf den vom letzten nächtlichen Regen nassen Boden. Es machte ihm Spaß, die Pfützen zu umlau-

fen. Im Wald spürte er die feuchte Luft, den Duft der Bäume, frisch gefälltes Holz und Moos verwöhnten seine feine Nase. Plötzlich bemerkte er am Rand ein paar Maulwurfsdomizile als Anzeichen von noch mehr Regen. Auf der anderen Seite des Pfades fiel ihm ein Teich mit über ihm tanzenden Mücken auf. Henrik schaute reflexartig nach oben und bemerkte, dass der Himmel fast vollständig vom dichten Laub der Bäume verdeckt war. Mit kurz geschlossenen Augen wollte er die satten Farben des grünen Waldes im Sommer und den herrlichen Duft in seinem ganzen Körper spüren und diesen Moment nur genießen. Kurz von dem lauten Gezwitz der Vögel überwältigt und abgelenkt, verlor er plötzlich sein Gleichgewicht und fiel zu Boden.

Durch den abrupten und unerwarteten Sturz prasselten mit einem Schlag unzählige Erinnerungen auf ihn ein. Schweißperlen liefen über seine Stirn. Er wusste nicht warum, aber er hob den Stein, über den er gestolpert war, hoch. Er bemerkte die poröse Struktur, die sich kalt und irgendwie bekannt anfühlte. „Ich kenne schon solche Steine...“, dachte er, als ihn plötzlich das schrecklich schrille Geräusch eines Fliegers um jede noch verbliebene Fassung brachte. Ein Gefühl der Ohnmacht breitete sich in seiner Brust aus. „Oh Gott! Ich muss hier weg!“, schrie er panisch. Henrik krümmte sich und fühlte sich machtlos gegen die Angst, die ihn so plötzlich überwältigt hatte. Wie erstarrt konnte er sich nicht bewegen und versuchte sich mit den rationalen Gedanken des Arztes zu beruhigen: „Alles klar, das ist nur eine Panikattacke. Eine von vielen seit meiner Rückkehr vom Einsatz in Libyen. Sie wird vorbeigehen.“ Die monatelangen Treffen mit der Selbsthilfegruppe hatten seinen Zustand unter Kontrolle gebracht, seit einem Jahr hatte er keine solche Panikattacke mehr gehabt – bis heute. Dazu kamen die Alpträume in den letzten Wochen. „Seltsam“, dachte Henrik immer noch ungläubig und überrascht über die Reaktion seines Körpers.

Als junger verheirateter Arzt hatte er beschlossen mit der Organisation Ärzte ohne Grenzen nach Libyen zu gehen. Er hatte sich von seiner

Frau dazu überreden lassen, die so einen Einsatz im Ausland als fantastisches Sprungbrett für seine Arztkarriere betrachtet hatte. „Grundsätzlich fand ich es auch gut, gleich nach dem Studium nach Nervenkitzel zu suchen. Natürlich hatte ich gehofft, dass ich nach einem Jahr im Ausland unter den Kollegen als Held gefeiert werde. Über mögliche Gefahren und Risiken in ein Land zu gehen, wo Unruhen und Anschläge an der Tagesordnung sind, hatte ich mir wenig Gedanken gemacht“, gestand er sich nüchtern ein. Die Realität hatte ihn schnell eingeholt. Schließlich hatte er Marsa, eine junge attraktive Ärztin aus Libyen im örtlichen Krankenhaus kennengelernt.

„Marsa und ich waren ständig in einer Schicht, wir kümmerten uns um das Schicksal der meistens im Kampf verletzten Einheimischen. Wir wussten nicht mit wem wir da genau zu tun hatten. Terroristen, Zivilisten – für mich waren sie alle surreale Gestalten. Ich tat meinen Job, so gut ich konnte. Häufig war der einzige Trost an so einem harten Tag ein Gespräch mit Marsa“, erinnerte er sich in leicht melancholischer Stimmung und zwang sich, weitere Gedanken an Marsa zu vertreiben. Sie war eine wahre Augenweide gewesen. Mittelgroß, sehr schlank, mit langen rabenschwarzen Haaren, die aussahen, als würden sie von ganz allein mit diesem weichen Schwung in ihre Stirn fallen. Die restlichen Strähnen fielen dezent auf ihre zierliche Schulter. Ihre Augen waren braun, von langen, gebogenen Wimpern umrahmt, und die randlose, kleine Brille, die sie trug, störte kein bisschen, im Gegenteil. Sie ließen eine intelligente Frau vermuten. In ihren dunklen glitzernden Augen spiegelte sich die Leidenschaft für ihren Beruf als Lebensretterin wider. Ihr Idealismus und ihr Feuer waren beeindruckend. Sie war beeindruckend. Jedoch war an einem Nachmittag etwas passiert, womit niemand gerechnet hatte. Es hatte plötzlich laut geknallt und die Welt war zusammengebrochen.

Henrik hatte sich dabei ertappt, wie er einen Stein in seiner rechten Hand fest umklammert gehalten hatte. Einen kalten, porösen Stein. Die

Welt um ihn herum war voll gewesen von solchen Steinen in verschiedenen, unzähligen Größen. Überall war er von Dreck, Staub, Schutt und Asche und kaputten Defibrillatoren umgeben, aus der Decke hatte eine flimmernde Glühbirne herausgeragt. „Gleich danach war mir schlecht, ich hatte blanke Angst und ahnte, was passiert war. Unser Krankenhaus war getroffen worden, der Anschlag hatte uns, den Ärzten ohne Grenzen, gegolten. Im Flur hatte ich mich völlig benebelt nach vorne an der Wand entlang getastet. Ein lebloser Körper hatte mir den Weg versperrt. Marsa. Es war Marsas Körper, der da lag, und ich hatte nicht anders gekonnt als zu versuchen sie aus ihrem vermeintlich friedlichen Schlaf zu wecken.“ Der Schreck und der Schmerz saßen noch tief, musste sich Henrik eingestehen. Marsa hatte noch schwach geatmet, was er als gutes Zeichen gedeutet hatte. Sie war nur leicht verletzt und von der Druckwelle zu Boden geschleudert worden.

Er wusste nicht mehr genau wie, aber schließlich war ihnen die Flucht nach draußen gelungen. Am nächsten Tag war er neben ihr aufgewacht. Beide waren splinternackt, sie wunderten sich selbst, wie es dazu nach diesem Alptraum hatte kommen können. „Ich konnte mich wirklich an fast nichts erinnern. Nachdem wir die Krankenhaustrümmer verlassen hatten und von anderen Ärzten untersucht worden waren, waren wir in ihrer kleinen Wohnung gelandet, die kaum mehr als ein Zimmer war. Wir waren geschockt und völlig verdreht gewesen. Der feine Staub war in jede Zelle unseres Körpers eingedrungen“, erinnerte Henrik sich weiter. Den Kontrast zu all diesem Chaos und Dreck hatte einzig das kleine Zimmer gebildet, möbliert nur mit einem Bett und einem Schreibtisch, alles steril weiß und sauber. Das einzige Detail, was herausgestochen war, war das rote Tuch auf ihrem Bett gewesen. Mit dem Tuch hatte sie manchmal lässig die Haare zusammengebunden. Die Farbe stand ihr, sie schmeichelte ihren dunklen Augen und betonte ihre pfirsichfarbene makellose Haut. Marsa war perfekt“, sinnierte Henrik mit einem bitteren Lächeln, als ob ihm das Geständnis des inneren

Wohlbefindens etwas unangenehm gewesen wäre. Ihnen beiden war klar gewesen, was kommen würde: eine gemeinsame Dusche und gemeinsame Stunden in ihrem schmalen Bett.

Am nächsten Tag war sie weggewesen, einfach verschwunden, ohne eine Spur hinterlassen zu haben. „Dann bekam ich die Nachricht, dass ich nach Hause zu meiner Frau fliegen sollte. Die ganze Zeit hatte ich nicht an sie gedacht, auch nicht an unser gemeinsames Zuhause. Eine andere Welt.“ An Marsa hatte Henrik dagegen häufig gedacht in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr, daran, was sie wohl tat, wo sie war und warum sie so plötzlich verschwunden war. Zuhause hatte Henrik ein paar Vorträge über seine gefährliche Arbeit in Libyen gehalten. „Meine Frau behielt Recht, tatsächlich nützte der Einsatz meiner Karriere“, dachte er, während ein Gefühl des Unbehagens sich in seinem Körper ausbreitete.

Er bemerkte plötzlich, dass er viel Zeit bei all diesen Erinnerungen an Libyen und Marsa im Wald mit einem Stein in der Hand verbracht hatte. Völlig erschöpft kehrte er vom mehrstündigen Joggen nach Hause zurück. Anschließend duschte er heiß und lange, um einen klaren Kopf zu bekommen. Er zog sich hastig an.

In diesem Moment fiel ihm erneut das armselige Mädchen mit dem roten Kopftuch ein, das ebenso plötzlich verschwunden wie es aufgetaucht war. Henrik musste an den Zettel denken, den erst sie und dann auch er verloren hatte. Während er so sinnierend im Schlafzimmer vor dem großen Spiegel stand, bemerkte er etwas Seltsames. Auf dem Nachttisch seiner Frau lag etwas, das nach einem Zettel aussah. Er drehte sich um, nahm den kleinen Papierfetzen in die Hand und las. Darauf war etwas auf Arabisch gekritzelt, das erkannte er sofort. Auf der Rückseite stand Saeida (übersetzt „die Glückliche“). Jetzt konnte er nicht anders, er machte die Schublade auf.

In der sonst so perfekt aufgeräumten Schublade seiner Frau entdeckte er einen Brief. Ihm wurde übel, sein Mund fühlte sich auf einmal trocken an. Die Schrift war Marsas Schrift. Er öffnete das Kuvert und las. Plötzlich stand seine Frau Amanda in der Tür und schaute ihn mit gequältem Blick an. Schweigend drehte er sich um und sah aus dem Fenster auf seinen makellos gemähten Rasen. Henrik warf einen Blick auf das benachbarte Grundstück. Es war eine rosafarbene Villa in allerhöchstem Zuckerbäckerstil mit viel Stuck, Rundbogenfenstern, Türmchen und als Krönung zwei dicken, verschmitzt grinsenden Löwen über dem Eingangsportal. „Was für eine Farce“, er spuckte die Worte fast aus. Eine ältere Frauengestalt, eine perfekte Nachbarin mit steril weißen Handschuhen, goldblonden hochgesteckten Haaren, um den Hals ein Halstuch in marineblau, dazu ein knallrosa Polohemd, perlweiße Hose und eine grüne Gartenschere in der Hand, mit der sie geschickt jede Rose, wie einen Körper sezierte, war gebückt und konzentriert am Werk. „Mein Körper fühlt sich taub, nahezu leblos an und ich denke an die armen Rosen, die sich dem grausamen Prozedere ergeben müssen. Genauso fühle ich mich. Ich bin einer von ihnen. Ich muss hier weg“, dachte Henrik völlig überrollt von den Zeilen in Marsas Brief. Er musste weg, weg von allem. Ihm wurde klar: Er musste jemanden suchen. Seine Frau, die ahnte, was er tun musste, drückte ihm mit Tränen in den Augen einen Zettel mit einer Adresse in die Hand. Die Tür knallte so laut, als ob der ganze Schmerz, den Henrik in sich trug, explodierte. Und dann wurde es sehr sehr still. Nichts war mehr so wie zuvor.

Sharmila Nadarajah:***Heimat – der Ort, wo die Herkunft keine Rolle spielt***

Schwarze Haare, grüne Augen und weiße Haut.

In dieser Nacht im Jahr 2021 ist Samuel zum ersten Mal als israelischer Grenzpolizist unterwegs auf Patrouille, um vor der größten Moschee in Jerusalem die Männer aus Palästina fernzuhalten. Da der Konflikt zwischen Israel und Palästina in den letzten Jahren immer mehr zugenommen hat und Israel zunehmend an Macht gewinnt, werden immer mehr und mehr Gebiete um Palästina eingegrenzt und eingenommen. Heute ist eine besondere Nacht. Die Nacht, in der viele Muslime, vor allem aus Palästina, die größte Moschee in Jerusalem aufsuchen, um den Ramadan zu zelebrieren. Die Israelis wissen das, weswegen Polizisten vor der Moschee positioniert wurden, um den Muslimen dort den Zugang zu verwehren. Die Muslime aus Palästina wollen sich das nicht länger bieten lassen und sind bereit für ihr Land und ihre Religion zu kämpfen. Die Polizisten sind zwar waffentechnisch besser ausgestattet, jedoch dürfen sie nicht zu gewaltsam vorgehen, solange noch ein Friedensabkommen in Aussicht steht. Ihr Auftrag ist es die Bevölkerung einzuschüchtern und zu überwachen, deswegen wurden für diese Nacht viele junge Polizisten zusätzlich für die Machtdemonstration einberufen, somit ist es Samuels erster Einsatz im öffentlichen Dienst. Samuel ist seit kurzem volljährig und somit alt genug, um der Polizei beizutreten. Er kann es kaum erwarten auf seinen ersten Einsatz geschickt zu werden, um den Konflikt aus nächster Nähe zu beobachten und seinem Land dienen zu dürfen. Seitdem er ein kleines Kind war, wollte er Polizist werden, genau wie es sein Vater zu seinen Lebzeiten gewesen ist. Denn sein Vater ist vor acht Jahren bei einem Überfall gestorben, an dem Männer aus Palästina beteiligt waren. Bis heute sind die Täter nicht gefasst worden, jedoch wird Samuel niemals ihre Gesichter vergessen können. Er musste sich damals anschauen, wie sein Vater brutal zusammengeschlagen wurde von drei Männern, die an einer dunklen Straßenecke

auf sie gelauert hatten, um sie auszurauben. Doch als sie erfuhren, dass sein Vater ein Polizist aus Israel war, war es nicht bei einem Raubüberfall geblieben, sondern eskaliert zum brutalen Mord. Sein Vater hatte sich zusammenschlagen lassen, damit die Männer Samuel nicht zu fassen bekamen. Er war weggerannt und hatte sich in einem Gebüsch versteckt. Von dort aus hatte er alles beobachten und gerade so überleben können. Seitdem wollte Samuel Gerechtigkeit für seinen Vater und dachte sich, dass er als Polizist die besten Chancen dafür hatte.

Während seines ersten Einsatzes soll er nun vor dem Eingang der Moschee stehen und versuchen die Männer nicht eintreten zu lassen, allein den Frauen ist es erlaubt in der Moschee zu beten. Eine absurde Regelung zur Provokation, das ist ihm klar. Aber es macht ihm nichts aus, er gehorcht einfach seinen Befehlen und versucht sie so gut es geht auszuführen. Samuel hat Glück, dass er direkt an der Tür steht, an der er nur noch die Frauen eintreten lassen darf, denn weiter weg von ihm stehen die erfahreneren Polizisten, die sich mit den aufgebrachten Männern auseinandersetzen müssen. Lieber hätte Samuel deren Position übernommen, jedoch fehlt ihm noch jegliche Erfahrung für solch eine Situation, weswegen er erstmal aus sicherer Entfernung beobachten soll. Nicht viele Frauen haben sich getraut, ohne ihre Väter, Brüder, Söhne oder Ehemänner die Moschee zu betreten, eigentlich so gut wie keine. Doch später in der Nacht, als es anfängt zu regnen, trifft eine junge Frau zusammen mit ihren beiden jüngeren Schwestern in die Moschee ein. Das Mädchen ist Samuel sofort aufgefallen, denn sie ist eine der wenigen, die in seinem Alter ist und noch jüngere Kinder dabei hat. Gewöhnlich lassen Eltern ihre Kinder unter solchen Umständen nicht alleine so spät raus. Er kann seinen Blick kaum von ihr abwenden. Sie hat schwarze Haare, grüne Augen und weiße Haut. Sie ist nicht besonders groß, eher klein und zierlich. Sie läuft sehr schnell mit ihren Geschwistern an der Hand im Regen zur Tür. Als sie an ihm vorbei geht, duften ihre langen schwarzen Haare nach Vanille. Samuel wundert sich, dass

sie, ohne ihn um Erlaubnis zu bitten, sehr selbstbewusst die Moschee betritt. Er hat sie eigentlich kurz anhalten wollen, wie jeden anderen zuvor auch, um reden zu können und Augenkontakt herzustellen. Doch als es soweit war, wurde er durch ihren Duft abgelenkt und konnte sich nicht mehr konzentrieren. Ihm ist sowas noch nie passiert, dass ein Mädchen ihn so ablenken konnte. Er ist völlig verwundert über sein eigenes Verhalten und hofft, dass seine Kollegen es nicht mitbekommen haben. Es wäre ihm peinlich und unangenehm, denn schließlich ist das sein erster Einsatz.

Samuel wartet lange auf sie und hofft, das Mädchen noch einmal beim Verlassen der Moschee ansprechen zu können, doch dann kommt ein Kollege und bittet ihn um Verstärkung beim vorderen Eingangsbereich. Menschenmengen haben angefangen gegen die Polizei zu rebellieren und die Lage gerät langsam außer Kontrolle. Samuel denkt, das ist der Moment auf den er so lange gewartet hat. Wenn er jetzt hier beweisen kann, dass er die Situation wieder in Ordnung bringen kann, werden ihm sicherlich mehr Einsätze im öffentlichen Dienst zugeteilt. So stellt er sich neben seine Kollegen und drückt die Menschenmenge zurück. Sie versuchen zu fünft gegen eine Menschenmenge von mindestens zehn Personen anzukommen, aber wenn jetzt noch mehr Palästinenser dazu stoßen sollten, haben die Polizisten ein großes Problem. Samuel will solch eine Situation verhindern, indem er mit seiner Übungswaffe hoch in die Luft schießt und einen Warnschuss abgibt. Daraufhin hat sich die Menschenmasse aufgelöst und rund um die Moschee verteilt. Die Kollegen sind beeindruckt von Samuels schneller Reaktion. Nachdem die Situation wieder einigermaßen unter Kontrolle ist, geht er zurück an seine ursprüngliche Position und denkt wieder an das Mädchen mit dem schönen Vanilleduft. Der Schuss muss jedoch so laut gewesen sein, dass in der Moschee Unruhe ausgebrochen ist und die Frauen panisch aus der Moschee heraus geeilt sind. Eine der jüngeren Geschwister des unbekannten Mädchens ist schnell weggerannt und

hat die ganze Zeit in der Menschenmenge "Samira" gerufen. Darum geht Samuel zu dem kleinen Kind und will sie zu ihrer großen Schwester Samira begleiten, damit sie sich nicht verläuft. Samira kommt den beiden entgegen zusammen mit der anderen kleinen Schwester an der Hand. Erst jetzt fällt Samuel auf, dass die beiden jüngeren Geschwister Zwillinge sind und ebenfalls grüne Augen haben, wie Samira.

Es hört allmählich auf zu regnen und Samira will sich bei Samuel dafür bedanken, dass er ihre Schwester begleitet hat und so kommen die beiden zum ersten Mal ins Gespräch. Für ihn ist es selbstverständlich, dass man Kindern hilft. Bei Kindern spielt die Herkunft für ihn keine Rolle. Sie ist positiv überrascht von Samuels Selbstdarstellung. Gewöhnlich spricht Samira nicht gerne mit Polizisten, denn ihr Vater hat sie so erzogen, dass sie sich von Ärger fernhalten und die israelische Polizei um jeden Preis meiden soll. Er sagt immerzu, dass deren Herkunft sich nicht mit ihrer Herkunft verträgt. Schon seitdem sie ein kleines Kind war, wurde ihr glaubhaft gemacht, dass die Israelis ihnen nur schaden wollen und versuchen ihnen ihre Heimat wegzunehmen. Umso mehr ist sie von der Einstellung von Samuel beeindruckt, weil sie gedacht hatte, dass alle Polizisten gleich und voller Hass auf die Menschen aus Palästina wären.

Doch Samuel scheint nicht so zu denken. Erst nach seinen Worten nimmt Samira sein Aussehen richtig wahr. Samuel ist groß und eher schmal. Er hat dunkelbraunes kurzes Haar und dunkelbraune Augen. Zudem hat er eine kleine Narbe außen an der linken Augenbraue und sein Lächeln ist sehr freundlich. Als er sie anlächelt, muss sie auch automatisch lächeln. Sie stellen sich gegenseitig nochmal richtig mit ihrem Namen vor und haben eine nur kurze Unterhaltung. Denn Samira muss sich schnell verabschieden, weil ihr Vater im Auto auf sie wartet. Beide denken an diese Nacht zurück und wollen sich noch einmal sehen. Samira weiß, dass sie niemandem aus ihrer Familie von diesem Gespräch erzählen darf, da sie sonst keiner mehr zur Moschee gehen lassen würde. Sie

hat sich ohnehin stark gegen ihren Vater durchsetzen müssen, damit er ihr überhaupt erlaubt, in solch einer Konfliktsituation für ihr Gebet die Moschee besuchen zu dürfen. Ihr Glaube ist ihr sehr wichtig und dafür macht sie sich gerne stark, das hat ihren Vater schon immer an ihr fasziniert und er bewundert sie dafür. Sie hatte zunächst gedacht, dass sie gar nicht mehr in die Moschee hereinkommen würde, als es hieß, ihr Vater müsse draußen warten. Doch sie hatte ihn schlussendlich doch noch überzeugen können. Ihre Geschwister müssen ihr nun versprechen, dass sie niemandem von der Begegnung mit dem Polizisten erzählen würden und das tun sie auch.

Die Zwillinge würden alles für Samira tun, denn Samira hat sie praktisch aufgezogen seit dem frühen Tod ihrer Mutter. Die Mutter ist bei der Geburt der Zwillinge verstorben. Seitdem übernimmt Samira die Mutterrolle für die beiden und der Vater versucht die Familie so gut es geht zu versorgen, was immer schwieriger wird aufgrund der aktuellen Situation. Sie leben in einfachen Verhältnissen und haben einen sehr starken Glauben, den sie auch ausleben. Deswegen ist es Samira besonders wichtig, während der Zeit des Ramadans die Moschee regelmäßig zu besuchen.

So macht sich Samira mit ein paar Freundinnen am nächsten Tag erneut auf den Weg zur Moschee, dieses Mal tagsüber, weswegen sie auch ohne ihren Vater losgefahren ist. Insgeheim hat sie gehofft, dass sie Samuel kurz begegnen könnte. Doch als sie die Moschee betritt, sieht sie keine Spur von ihm. Natürlich geht sie für ihr Gebet trotzdem hinein und fährt anschließend etwas enttäuscht nach Hause.

Samuel hat zwar seinen ersten Einsatz im öffentlichen Dienst sehr gut bewältigt, aber statt direkt erneut draußen eingesetzt zu werden, hat er für den nächsten Tag freibekommen. Er will sich nicht außerhalb seines Dienstes in der Nähe der Moschee aufhalten, damit die Leute nicht denken, er wäre gerne dort. So bleibt er schweren Herzens zu

Hause, obwohl er lieber dort gewesen wäre. Samuel weiß, dass er Samira höchstwahrscheinlich dort antreffen würde. Er will sie wiedersehen und er muss sie näher kennenlernen.

Zwei Tage sind vergangen seit ihrer Begegnung und heute hat Samuel erneut einen Einsatz in der Nähe der Moschee. Er kann es kaum erwarten Samira wiederzusehen. Da er den ganzen Tag patrouilliert, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass sich beide wieder begegnen würden. Doch an diesem Tag kommt sie nicht. Samira sitzt den ganzen Tag zu Hause und lässt sich die erneute Begegnung mit Samuel immer wieder durch den Kopf gehen. Dieses Mal will sie nicht in die Moschee, weil sie schließlich nicht jeden Tag raus kann und vor allem darf. Sie hat sehr viele Haushaltspflichten und ihr Vater ist darauf angewiesen, dass sie ihn unterstützt, wenn er arbeitet. Bis heute weiß Samira nicht genau, was ihr Vater für eine Arbeit hat, aber das wundert sie auch nicht. Bei ausländischen Familien ist es meistens so, dass sich die Kinder wenig darum Gedanken machen, was der Vater denn beruflich macht, so behaupten es auch ihre Freundinnen.

Schließlich bricht der dritte Tag an und sowohl Samuel als auch Samira machen sich erneut auf den Weg zur Moschee. Wie vor drei Tagen bei ihrer ersten Begegnung ist es bereits Abend und Samira ist wieder mit ihren jüngeren Geschwistern dort. Samuel hat die Hoffnung schon aufgegeben sie wiederzusehen, doch da steht sie.

Ihre schwarzen Haare, grünen Augen und weiße Haut würde er überall wiedererkennen. Schon vom ersten Augenblick an hat er sie wunderschön gefunden und den Blick nicht von ihr ablassen können. Samira wartet an der Tür der Moschee und kann es kaum glauben, als Samuel kommt, um den anderen Polizisten an der Tür von seiner Position abzulösen. Danach wartet Samuel ab, bis sein Kollege weggegangen ist, um mit Samira in Ruhe sprechen zu können. Seitdem treffen sie sich regelmäßig heimlich vor der Moschee.

Sie treffen sich jeden zweiten Tag und verbringen immer mehr Zeit zusammen. Sie reden über Gott und die Welt auf einer Sitzbank, die etwas abgelegen ist, sodass niemand sie zusammen sehen kann und das reicht ihnen für den Augenblick. Samuel hat ihr irgendwann erzählt, was er sich gedacht hatte, als er sie zum ersten Mal gesehen hatte, und er hat ihr für ihren Duft Komplimente gemacht. Samira achtet seitdem bei jedem weiteren Treffen darauf, dass sie nach Vanille duftet, weil Samuel das besonders an ihr mag. Samuel bringt sie viel zum Lachen gebracht, denn er liebt es sie lächeln zu sehen und Samira muss dann auch immer lächeln. Samira wird niemals vergessen, wie Samuel ihr bei dem dritten Treffen eine rote Rose mitgebracht hat. Leider hat Samira diese auf dem Weg nach Hause wegwerfen müssen, damit ihr Vater sie nicht entdeckt und Fragen stellt. Sie hat zuvor noch nie von jemanden Blumen geschenkt bekommen. Samuel weiß davon und obwohl er auch weiß, dass sie die Blumen nicht lange behalten kann, schenkt er ihr weiterhin Blumen für den Augenblick.

Es sind diese kleinen Gesten, die Samira dazu gebracht haben, sich in ihn zu verlieben und mit ihm zusammen sein zu wollen. Die gemeinsame Zeit der beiden vergeht immer sehr schnell. Die Zwillinge lässt Samira öfter bei einer Freundin, die zum Teil eingeweiht ist. Ihre Freundin weiß zwar, dass sich Samira mit jemandem trifft, jedoch hat Samira es nicht übers Herz gebracht, selbst ihrer besten Freundin zu offenbaren, dass es sich um einen Polizisten aus Israel handelt. Samira will dieses Geheimnis für sich bewahren, damit sie niemanden verärgert oder gar enttäuscht. Die Zwillinge sind noch zu jung, um zu verstehen, warum Samira ihr Verhältnis zu Samuel geheim hält. Kleine Kinder würden nicht verstehen, wenn man ihnen erklärte, dass diese Liebe verboten ist und dass der Grund in der unterschiedlichen Herkunft beider Personen liegt.

Die Tage vergehen sehr schnell und die Zeit des Ramadans neigt sich dem Ende zu. Samira weiß, dass sie Samuel nicht mehr sehen kann,

wenn Bayram, das Zuckerfest am Ende des Ramadans, vorbei ist. Samuel würde höchstwahrscheinlich nach dem Zuckerfest woanders stationiert werden. Der Konflikt zwischen Palästina und Israel spitzt sich währenddessen immer weiter zu. Ein Friedensabkommen wurde zwar inzwischen ausgehandelt, aber nicht alle halten sich daran. Bald wird Palästina von den Israelis vollständig eingenommen werden. Die meisten müssen bereits ihre Häuser aufgrund der Zwangsräumungen verlassen. Unter solchen Umständen kann Samira ihrem Vater nicht von ihrem Verhältnis mit Samuel erzählen. Was soll ihr Vater von ihr denken? Er würde die Beziehung niemals tolerieren, wenn er Samuels Herkunft erfahren würde. Stattdessen würde er für Samira eine Zwangsheirat arrangieren mit jemandem, den sie überhaupt nicht kennt. Samira weiß, dass sie ihren Vater in dieser Hinsicht nicht überzeugen kann, deswegen hat sie vor, ihre Beziehung mit Samuel weiterhin geheim zu halten.

Kurz vor dem Zuckerfest „Bayram“ treffen sich Samuel und Samira wie immer an der Moschee, um über ihre gemeinsame Zukunft zu sprechen. Samira weiß erstmal nicht was sie sagen soll, weil sie weiß, dass sie irgendjemanden verletzen wird, unabhängig davon, welche Entscheidung sie trifft. Sie ist völlig überrascht, als Samuel plötzlich den Vorschlag macht, mit ihm nach Deutschland zu fliehen und ein neues Leben zu beginnen. Er hat sich diese Idee lange durch den Kopf gehen lassen. Samuel kann nicht länger in diesem Land leben, obwohl er beim Israel-Palästina-Konflikt auf der Gewinnerseite steht. Er ist zwar selbst an mehreren Zwangsräumungen beteiligt gewesen, aber die Vorstellung, später in einem Haus zu leben, wo vielleicht der Mörder seines Vaters gewohnt haben könnte, kommt für ihn nicht infrage. Er fragt sich bis heute, wo die Täter bleiben. Zumindest weiß er eines: Sollte Israel den Landanteil von Palästina vollständig einnehmen, kann er sich dort nicht mehr heimisch fühlen. Selbst wenn der Name Palästina von der

Weltkarte ausgelöscht werden würde, kann er den Gedanken nicht ertragen, dass dann der ursprüngliche Landteil von Palästina zu seiner Heimat Israel gehören würde.

Samuel möchte eine neue Heimat für sich mit Samira finden, wo die Herkunft keine Rolle spielt. Sie könnten sich dann endlich öffentlich als Paar zeigen, ohne etwas befürchten zu müssen. Der Gedanke, sich nicht mehr verstecken zu müssen gefällt Samira sehr. Doch sie denkt gleichzeitig an ihre Familie, denn sie kann ihre Geschwister nicht im Stich lassen. Bei Samuel sieht das anders aus. Seitdem Samuel der Polizei beigetreten ist, hat er den Kontakt zu seiner Familie verloren. Seine Mutter hat niemals gewollt, dass er so wie sein Vater wird, damit ihm nicht das gleiche Schicksal droht. Samuel kann Samira verstehen, dass sie ihre jüngeren Geschwister nicht verlassen kann und bietet deshalb an, dass sie ihre Geschwister mitnimmt. Er würde für alle drei sorgen, wenn das Samira dazu bringt mit ihm zu fliehen. Samira soll sofort, wenn sie zu Hause ankommt, ihre Sachen und die Sachen ihrer Geschwister einpacken und Samuel würde mit seinem Auto draußen auf sie warten.

Samira kann es kaum glauben, als sie mit ihm in seinem Auto sitzt, um zu ihr nach Hause zu fahren, dort ihre Sachen zu packen und ihren Vater endgültig zu verlassen. Schließlich kommen die beiden bei ihr an und Samira geht herein, um die Koffer zu packen und dann später die Geschwister von der Freundin abzuholen. Samuel hat ihr gesagt, sie soll nur das Nötigste einpacken, damit ihr Vater nichts davon mitbekommt, falls er zu Hause sein sollte. So beschließt Samira als Erstes die Reisepässe, etwas Kleidung und Kuscheltiere der Geschwister einzupacken. Sobald sie im Haus ist, weiß Samuel nicht was danach passieren könnte. Ob ihr Vater noch arbeiten ist? Ob ihr Vater bereits zu Hause ist und auf sie wartet? Ob ihr Vater sie nun erwischen wird und die Flucht verhindert? Längere Zeit steht Samuel vor dem Haus und Samira kommt einfach nicht heraus. Kurz hat er daran gezweifelt, ob sie wirklich noch fliehen möchte. Doch dann geschieht was Unerwartetes.

Plötzlich tauchen Kollegen von Samuel aus dem Polizeirevier auf und gehen auf das Haus von Samira zu und somit auch auf Samuel. Da Samuel immer seine Polizei Uniform trägt, wenn er sich mit Samira in der Öffentlichkeit zeigt, denken die Kollegen, dass er ebenfalls zum dienstlichen Einsatz einberufen wurde und bereits auf sie wartet. Im ersten Moment versteht Samuel die Situation nicht, doch dann begreift er schnell, dass er mit seinen Kollegen zur Zwangsräumung von Samiras Haus unterwegs ist. Samuel weiß nicht, wie er sich verhalten soll und was das nun für Konsequenzen für Samira haben würde. Da Samuel als Polizist noch sehr unerfahren ist, jedoch bereits gute Arbeit geleistet hat, haben die Kollegen entschieden, dass er das Kommando bei der Zwangsräumung übernehmen soll. Die Familie wäre nicht allzu schwierig, da sich nur maximal ein Mann im Haus befindet, der rebellieren könnte und der Rest der Familie aus jungen Mädchen besteht. So klingelt Samuel an der Haustür von Samira.

Währenddessen ist Samira in ihrem Zimmer dabei, ein paar wenige Habseligkeiten in die Koffer zu packen. Sie hat sich ins Haus geschlichen, weil ihr Vater schon früher von der Arbeit nach Hause gekommen war und nun schläft. Während sie packt, hörte sie plötzlich das Klingeln an der Tür. Zuerst denkt sie, es sei ein Nachbar und geht nicht direkt zur Tür, doch nach mehrmaligen Klingeln und Klopfen bekommt sie Panik, da ihr Vater davon aufgewacht ist und zur Tür geht. Samira schließt schnell ihre Zimmertür, damit ihr Vater nicht die Koffer sieht und auch nicht mitbekommt, dass sie ohne die Zwillinge zu Hause ist.

Als die Haustür endlich geht, traut Samuel seinen Augen nicht. Vor ihm steht der Mörder seines Vaters.

Anonym:

Der fliegende Türke

Vor zwei Wochen war ich noch der hochbegabte Deutsche. Heute bin ich der fliegende Türke und irgendwie sind meine 11 Jahre Jahrgangsbester und Glanzleistungen in den Fächern Physik, Mathe und Chemie wie verfliegen. Das interessiert hier keinen, denn ich liege auf der coolen Q-Station. Komischerweise bin ich ja doch der Beste. Der beste Patient im gehilfenlosen Fortbewegen, der beste im flüssigen Sprechen und der mit dem größten Schutzengel.

Vor zwei Wochen war ich noch der hochbegabte Gymnasiast. Wir waren mit meinen deutschen, privilegierten Freunden unterwegs. Eine große Gruppe intelligenter Jugendlicher auf dem Weg zum Nachtschwimmen im Weiher. Es war dunkel, zu dunkel, um zu erkennen, dass es nicht tief ist. In dieser Nacht habe ich nicht viel nachgedacht, habe Anlauf genommen und bin mit einem weniger gelungenen Kopfsprung im Wasser gelandet. Es war ein ganz dumpfes Gefühl, so als würde mir Mama ihren türkischen Kochlöffel an den Kopf werfen und aus Versehen meinen Nacken treffen. Dann ging alles ganz schnell. Augen auf, verzweifelte Versuche den Kopf aus dem Wasser zu heben, Augen zu. Augen auf, der Versuch meine schweren Beine und Arme zu bewegen, Augen zu. Augen auf, das letzte Mal an Sauerstoff denken und weg war ich.

Irgendwann, so nach 10 Stunden, war ich wieder bei Bewusstsein mit Tränen in den Augen auf der Intensivstation und der Erkenntnis meines Lebens: Mein gebrandmarkter Migrationshintergrund, mein muslimischer Vorname und meine angeborene Heimat – das rettet mir gerade im wahrsten Sinne des Wortes das Leben. Beim Sturz habe ich mir, um genau zu sein, den fünften Halswirbel gebrochen. Da gingen nicht nur bei mir, sondern auch bei allen anderen Menschen, ob intelligenter

Deutscher oder dummer Ausländer, die Alarmglocken an. Meine offizielle Diagnose lautet Querschnittslähmung, deswegen liege ich auf der Q-Station. Und weil ich hier wenig zu tun und viel Zeit habe, merke ich vor lauter Langeweile erst richtig, was es bedeutet, ein Türke zu sein.

Meine Herkunft ist Segen. Sie ist die türkische Suppe meiner Mama, die durch meine operierte Speiseröhre fließt. Sie ist nicht nur gewürzt, sondern auch gesegnet mit Gebeten und Gute-Besserungswünschen, damit ich schon bald wieder auf den Beinen bin.

Meine Herkunft ist Lästerei. Sie ist meine überfürsorgliche Schwester, die nicht nur mit einem Last-Minute-Flug aus der heißen Türkei ins regnerische Deutschland eingereist ist, sondern bei ihrem Krankenbesuch auf Türkisch über unsere unzähligen Tanten und Onkel lästert, mir aber zeitgleich auf Deutsch meine Nervenschädigungen zu erklären versucht, um meinen gelähmten linken Arm nicht ganz so hoffnungslos scheinen zu lassen.

Meine Herkunft ist Familie. Eine türkische Familie, die irgendwie mit den Corona-Regelungen nicht klarkommen möchte. Ich bin immer wieder erstaunt darüber, wie sie es schaffen, die maximale Anzahl der Gäste, aber auch die Besucherzeit, von Tag zu Tag expandieren zu lassen.

Meine Herkunft ist Mund-zu-Mund-Propaganda. Es sind die Telefonate aus aller Welt, welche mich im Minutentakt erreichen. Obwohl ich aufgrund meiner ästhetischen Halskrause nicht in der Lage bin meinen Kiefer zu bewegen, reichen die paar Laute aus, um die (unbekannten) Menschen zu überzeugen, dass ich am Leben bin und alles nur besser werden kann.

Meine Herkunft ist meine DNA. Es ist der überbehaarte türkische Hintern, der nun seit letztem Samstag weder gewaschen noch rasiert wurde.

Meine Herkunft ist der Islam. Der gläubigste Mensch war ich noch nie, das liegt aber an meinem Vater, der mich in meiner Kindheit nötigen wollte, zum Freitagsgebet zu gehen. Ihm habe ich auch meinen Namen zu verdanken. Mikail – das ist der Name des Erzengels im Islam, Judentum und Christentum und scheinbar der Schutzengel, dem ich mein Leben zu verdanken habe.

Meine Herkunft ist Gastfreundschaft. Die kritische türkische Mutter, welche deutsche Desinfektionsmitteltuben im Krankenhaus infrage stellt. Deswegen stehen vor mir zwei Glasflaschen Kolonya. Einmal für die Besucher, das gehört sich nämlich so und einmal für die Physiotherapeuten, die mit mir so ungefähr die Hälfte des Tages verbringen.

Meine Herkunft ist Dankbarkeit. Türken müssen immer und überall übertreiben. Sie feiern nicht nur mit 800 Menschen eine Hochzeit und zelebrieren die Beschneidung der Jungen einer Familie, sondern beschenken alle Ärzte und Pflegekräfte, die irgendwie zu meiner Gesundheit und meinem Wohlbefinden beigetragen haben, mit übertriebenen Körben voller Schokolade, Tee, Kaffee und Obst. Nicht zu vergessen die Dankeskarte mit dem Schlusssatz: „MashAllah, Sie sind ein tolles Team!“

Meine Herkunft ist die Türkei. Sema, so heißt die Krankenschwester, die in der Station unter mir arbeitet. Obwohl ich nicht auf ihrer Station liege, schaut sie im Dreistunden-Rhythmus bei mir vorbei, um sicherzugehen, dass es mir gut geht. Sie ist auch Türkin und unsere Gespräche sind selbstverständlich auf Türkisch, obgleich wir beide in Deutschland geboren und aufgewachsen sind.

Meine Herkunft ist die Mittelschicht. Mein Vater ist Gerüstbauer und das seit über 27 Jahren, meine Mutter Hausfrau. Verhungert sind wir noch nie, aber mit den Geburtstagsgeschenken meiner deutschen Freunde konnten wir nicht mithalten. Das hat mich genervt, denn als 17-

jähriger junger Mann ist es wichtig, auf sein Image zu achten. Meine Herkunft ist meine Mutter, die mit einem Görtz-Gutschein drei Stücke Kuchen kauft, damit meine zwei querschnittsgelähmten Zimmergenossen mir nicht beim Essen zuschauen müssen.

Meine Herkunft sind Vorurteile. Meine Freunde meinen es nicht böse, da bin ich mir sicher. Dennoch sind die Grußsätze meiner Gute-Besserung-Karte: „Hey du fliegender Türke“.

Ich habe mich jahrelang geschämt, Türke zu sein. Ich habe mich geschämt, wenn mein Vater auf Elternabende gegangen ist, viel verstanden hat er nämlich nicht. Ich habe mich geschämt, Muhammed-Mikail zu heißen, denn das ist doch ein Indiz für Terrorismus. Ich habe mich geschämt, die gefälschten Markenklamotten aus der Türkei tragen zu müssen, um ein Teil von ihnen zu sein. Ich habe mich geschämt, das Zimmer mit meinem Bruder zu teilen, während meine Freunde ihre eigenen Etagen hatten...

Mein Migrationshintergrund ist so viel mehr als Armut, Dummheit und Terrorismus.

Es sind die Gebete meines muslimischen Vaters, der ununterbrochen auf dem harten Asphalt vor der Notaufnahme mit Tränen zu Allah spricht. Es sind die vielen türkischen Freundinnen meiner Mama, die täglich Essen zubereiten, die Wohnung putzen und sie ins Krankenhaus fahren, damit sie mich besuchen kann. Es ist die Empathie und das Mitgefühl gegenüber anderen, die mit mir auf der Station liegen. Mein Migrationshintergrund ist der Grund, warum ich jeden Morgen hoffnungsvoll erwache und mir sicher bin, dass auch meine linke gelähmte Seite eines Tages so sein wird wie vor zwei Wochen.

Mein Migrationshintergrund ist der fliegende Türke mit dem riesigen Schutzengel, der einen dreiseitigen Halswirbelbruch überlebt und die Lektion seines Lebens erfahren hat.



Originalausgabe 06 / 2022

Copyright © 2022 by
Technische Universität Darmstadt

Lektorat, Umschlaggestaltung, Bild Umschlag:
Dr. Vanessa Geuen, Darmstadt

Druck: WIRmachenDRUCK, Stuttgart

Mit freundlicher Genehmigung der in diesem Band versammelten Studierenden aus dem Seminar
„Heimat zwischen Erinnerung und Sehnsucht – Perspektiven auf fragile Konstrukte der Selbstverortung am Beispiel von
Saša Stanišićs autobiografischem Roman *Herkunft*“ im SoSe 2021

Ermöglicht durch das Präsidium der TU Darmstadt, den Stifterverband und der Klaus Tschira Stiftung mit der Ausschreibung
„Eine Uni. Ein Buch.“